Heinrich Schultheß.

Ein Andenken

für seine Freunde.

L. 9. 6

~~Lc IV 68~~

L.9.0742

Lefs.

Heinrich Schultheß.

Ein Andenken

für seine Freunde.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Zürich,

gedruckt bei J. J. Ulrich.

1842.

An die Freunde.

Indem wir Ihnen eine Auswahl der Gedichte unsers zu früh hingeschiedenen Schultheß mittheilen, vollziehen wir seinen Willen. Er selbst hatte in seinem letzten Lebensjahre die Herausgabe derselben vorbereitet.

Ueberdieß fanden wir unter seinem Nachlasse mehrere prosaische Aufsätze, welche der Mittheilung an Freunde nicht minder werth zu sein schienen, wie namentlich die Berichte über die frühern Verhandlungen der vaterländisch-historischen Gesellschaft. Wir nehmen sie in dieß „Andenken" auf, und reihen daran noch Bruchstücke aus seinem Tagebuch und einzelne Briefe. Diese letztern lassen uns in sein innerstes Leben blicken, und vollenden den Beitrag zu seiner Charakteristik, welchen wir auf den Altar der Freundschaft niederlegen.

An die Freunde.

Nekrolog.

Heinrich Schultheß, geboren den 24. September 1790, war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Zürich, eines edeln, für das Wohl seiner Kinder herzlich besorgten Vaters*), welchen er aber schon in seinem zehnten Jahre verlor. Seine Erziehung ward nun von der trefflichen Mutter, einer geistreichen Frau, in Verbindung mit dem Vormund ihrer Kinder und seinem mütterlichen Großvater geleitet. Heinrich erhielt zuerst den Privatunterricht der besten Lehrer; er lernte das ernstere Wissen mit Leichtigkeit und beschäftigte sich auch gerne mit Zeichnen und Musik. Zu seiner weitern Ausbildung ward er Michaelis 1807 in das Pädagogium nach Halle gesandt, wo er sich bis Ostern 1810 aufhielt. Obgleich er damals dem Handelsstand bestimmt zu sein glaubte, so ergab er sich mit großem Fleiße und gutem Erfolge den Studien, so daß er beim Schlußexamen, gleich denen, welche zur Uni-

*) Salis-Seewis weihte ihm das am Schluß dieses Nekrologs mitgetheilte Gedicht.

versität abgingen, ein ehrenvolles testimonium maturitatis erhielt. Dr. August Hermann Niemeyer, der Vorsteher dieser Anstalt, schrieb án seine Mutter: „Möchten doch „alle Jünglinge ihm an Fleiß, Biederkeit und guten Sitten „gleichen!"

Nach seiner Rückkehr von Halle beschäftigte sich Schultheß einige Zeit mit den Arbeiten des kaufmännischen Berufs. Wenn er sich auch darin bald die erforderliche Einsicht und einen richtigen Blick erworben hatte, so blieb doch seine Neigung für die Wissenschaften überwiegend. Diesen und seiner Liebe zur Musik waren die Freistunden bestimmt; er erwarb sich auf dem Violoncell eine große Fertigkeit unter der Leitung des vorzüglichen Lehrers Moralt von der Münchnerkapelle. Vielleicht würde er, wie man das früher zum öftern sah, die Handelsgeschäfte mit den Staatsgeschäften vereinigt haben, wenn es für gut erkannt worden wäre. Das schien aber nicht mehr anzugehen wie in verflossenen Jahren. Man konnte sich damals leicht überzeugen, daß der Kaufmann nur durch ungetheilte Thätigkeit in seinem Geschäfte vorwärts kommen könne, während auch der Staat größere Ansprüche als in vorherigen Zuständen an seine Angestellten zu machen im Falle war. Es war dieß die Zeit, wo Zürich Mangel hatte an jungen zum Staatsdienste gebildeten Männern, weil in den seit 1798 stattgefundenen Schwankungen des Staatskörpers das

Zutrauen für ein gutes Auskommen in dieser Laufbahn sehr geschwächt worden war. Als nun angesehene Staatsmänner Schultheß ermunterten, sich dem Staatsdienste zu widmen, welcher seit der Mediationsverfassung wieder eine sichere Aussicht gewähren konnte, so entschloß er sich, diese Laufbahn zu wählen. Zu vollständigerer Vorbereitung begab er sich zunächst auf die Universität Wittenberg, wo er an Professor Scheu einen auf dem Pädagogium ihm theuer gewordenen Lehrer und Rathgeber fand. Sein dortiger Aufenthalt ward aber durch die Kriegsereignisse des Winters 1812 bis 1813 zu schnell unterbrochen. Wittenberg wurde von den Schrecken des Krieges überzogen, der geliebte Lehrer starb am herrschenden Nervenfieber, Schultheß floh selbst erkrankt nach Leipzig und kehrte im Frühjahr ins Vaterland zurück. Er brachte den Keim einer Nervenschwäche mit sich, an welcher er sein ganzes Leben mehr und weniger leidend blieb. — Sein angegriffener Gesundheitszustand erlaubte ihm während mehrerer Jahre keine anhaltend anstrengende Arbeit: er konnte an keine öffentliche Anstellung denken. Wie er in jener schweren Zeit an seiner Selbstveredlung arbeitete, durch das Studium der Bibel und der alten Klassiker sein Gemüth stärkte, die Schweizergeschichte mit ächt vaterländischem Sinne las, wie ihm die Musik und Poesie zuweilen Beruhigung gewährten, das zeigt in vielen Stellen ein sorgfältig geführtes Tagebuch.

Eine Linderung des Uebels erfolgte erst durch Luftänderung und die geschickte Behandlung der Aerzte in Genf, wo Schultheß ein Jahr (Juli 1817 bis August 1818) zugebracht hat. Seine Studien setzte er hier fort und er erfreute sich vieler interessanter Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern von Genf, wie aus allen Ländern Europa's, in deren Umgang die politischen Weltverhältnisse vielseitig besprochen wurden.

Nach seiner Rückkehr verfloß einige Zeit, bis er ins öffentliche Leben eintreten konnte, als er 1820 ins Amtsgericht gewählt wurde. Hier erfüllte er mit lebhafter Thätigkeit seine Amtspflicht, er führte ein umständliches juridisches Tagebuch über alle wichtigern Rechtsfälle, welches er 20 Jahre lang fortgesetzt hat. Von nun an widmete er seine Freistunden vorzüglich der Rechtswissenschaft, mit welcher er sich durch Selbststudium immer mehr vertraut machte.

Eine rege Theilnahme an allem, was zur Verbesserung der vaterländischen Zustände führen konnte, belebte ihn auch außer seinem amtlichen Wirkungskreise. In den ersten Jahren der vaterländisch-historischen Gesellschaft war er ein sehr thätiges Mitglied, auch 1820 bis 1822 Aktuar derselben; später wurde er in die gemeinnützige Gesellschaft aufgenommen; er besuchte gewöhnlich die Versammlungen der schweizerischen Musikgesellschaft, wo er seinen Platz auf

dem Orchester einnahm. In allen diesen Verbindungen, wie auch auf manchen andern Erholungsreisen in verschiedene Kantone der Schweiz, gefiel er sich am besten unter Freunden, welche mit ihm es fühlten, daß Manches bei uns anders werden müsse.

Eine für ihn höchst erfreuliche Anerkennung seiner bisherigen Leistungen fand Schultheß in der Wahl des Großen Rathes, welcher ihn im Juni 1825 zu seinem Mitgliede ernannte *). Diese Eröffnung seiner politischen Wirksamkeit, verbunden mit seinem Nachdenken über manche Einrichtungen der Rechtspflege, besonders die mangelhaften Strafanstalten, brachten den lange genährten Wunsch in ihm zur Reife, eine Reise nach England zu machen, das Land selbst zu sehen, welches er durch ausgezeichnete Staatsmänner, in konstitutionellen Verhältnissen, wie in philanthropischen Anstalten, stets als das erste in Europa bezeichnete. Der Sprache war er vollkommen mächtig geworden, da er bei jedem Anlasse den Umgang mit Engländern gesucht und sich mit ihrer Literatur sehr befreundet hatte. Also reiste er, wohl vorbereitet, im Juli 1827 über Holland nach London, besuchte die Hauptstädte Großbritanniens

---

*) Nach der damaligen Verfassung wurde durch eine Kommission von 15 Mitgliedern eine Wahlliste verfertigt, aus welcher dann der Große Rath auswählte. Auf diese Wahlliste kam Schultheß der erste, mit 12 Stimmen von den 15 Mitgliedern der Kommission.

und kehrte im November über Paris und Genf zurück. Unter allem Merkwürdigen und Neuen, das er gesehen, hatten ihn die Strafanstalten und die Kleinkinderschulen am meisten angezogen. Die erstern hatte er gründlich kennen gelernt und rühmte sehr, wie zuvorkommend er von den Direktoren in seinen Nachforschungen unterstützt worden sei. Er bedauerte es ungemein, daß seine Ansicht zu durchgreifender Verbesserung unsers Zuchthauses, als später diese Sache im Großen Rathe verhandelt wurde, nicht ins Leben treten konnte *). Dagegen ward ihm die Freude, die Kleinkinderschulen, welche er nicht genug empfehlen konnte, durch die gemeinnützige Gesellschaft gestiftet zu sehen.

Im Jahr 1829 hat der Große Rath Schultheß, dessen unerschütterliches Festhalten am Recht, ohne Rücksicht auf Personen, allgemein geehrt ward, ins Obergericht befördert. Die Zeit der politischen Umgestaltung nahte heran. Wer so, wie Schultheß, von innerm Triebe zur Mitwirkung am Werke der Verbesserung des Staatswesens beseelt war; wer so, redlich wie er, sich verpflichtet fühlte, nach seiner Ueberzeugung für das Beste des Vaterlandes zu sprechen, der konnte sich durch keinerlei Nebenrücksichten

*) Er erlebte nicht mehr die vom Großen Rathe des Jahres 1840 anerkannte Unzulänglichkeit jener frühern Bauten und Anordnung weiterer Ausdehnung der Gebäude.

abhalten lassen, seine Meinung freimüthig zu äußern; oft sprach er mit aller Wärme seines lebhaften Temperaments. Er war unter den Ersten, welche sich entschieden für alle Aenderungen erklärten, die von einer zeitgemäßen Entwicklung geboten wurden. Als solche Grundsätze bald sich zur Parteisache gestalteten, blieb er doch denselben immer treu; die Sache, welcher er sich ganz hingab, ist ihm durch den Kampf nur noch theuerer geworden. Besonders war er ein scharfer Gegner aller Umwege; nach seinem Wahlspruch: „Was du thust, das thue rasch", redete und handelte er in allen Fällen.

Mitunter arbeitete er auch für die öffentlichen Blätter und lieferte am liebsten Artikel über amerikanische oder englische Verhältnisse. Unter Allem, wozu er auf die bezeichnete Weise mitwirkte, standen ihm am höchsten: Preßfreiheit, Trennung der Gewalten, verbesserter Volksunterricht.

Neben seiner Thätigkeit im öffentlichen Leben des Richters, wie des Kantonsraths, und als Erholung von den seine leidenden Kopfnerven oft so anstrengenden Sitzungen, blieben die Mußestunden den juridischen und belletristischen Studien gewidmet; seine Lieblinge unter den Alten waren: Homer, Horaz, Cicero; unter den Neuern: Goethe, Herder, Byron, Scheffer. Wie früher, so versuchte er auch jetzt noch sich mit Vorliebe in der Poesie, weniger

in der Musik. Freudig begrüßte er die Universität, und bald waren die ausgezeichneten deutschen Gelehrten, welche die Hochschule zu uns führte, ihm eine sehr werthe Gesellschaft, nicht minder aus Liebe zur Wissenschaft, als in angenehmer Erinnerung der in Deutschland verlebten glücklichen Jugendjahre.

Das neue Theater gewährte ihm manchen Genuß: er fehlte selten, wenn vorzügliche Schauspieler in den Meisterstücken der Bühne auftraten. Die Stille der Museumgesellschaft und die Reichhaltigkeit des Lesestoffs war ihm sehr zusagend: er besuchte fast alle Tage das Lesezimmer. Aller dieser neuen Anstalten freute er sich oft. Die großartigen Bauwerke, die wir so schnell vor unsern Augen entstehen sahen, nannte er die zur Nachwelt sprechenden Denkmale des freisinnigen Geistes der Staatsveränderung von 1830.

Als in der Gemeinde Hottingen, wo er von Kindheit an zu Hause und eingebürgert war, der neue Kirchenbau zur Sprache kam, war er in den Versammlungen und außer denselben einer der eifrigsten Beförderer der Erbauung der Kirche Neumünster. So schloß er sich überall gerne an, wo es sich darum handelte, das Schöne und Gute zu fördern. Güte des Herzens war ein Grundzug seines Charakters, welchen er am meisten im Familienleben entfaltete. Er unterstützte viele Bedürftige aus der Nähe

und Ferne. Es wäre schwer zu sagen, ob mehr sein Mitleid mit den Bedrängten, oder seine Sympathie für den Freiheitskampf, das Motiv seiner wohlthätigen Handlungen für die Griechen und Polen gewesen sei. Gewiß ist, daß er mit Rath und That sich der Verlassenen annahm und nicht zurücktrat, als er auf solchem Wege dazu kam, Präsident des Polen-Comité zu werden.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte indessen sein Kopfleiden immer mehr zugenommen; seine Amtsgeschäfte kosteten ihn oft die größten Anstrengungen; er war gezwungen, für längere Zeit Urlaub zu nehmen und gab das schon einige Monate bereit gelegene Entlassungsbegehren im September 1839.

Wenn er auch von da an mit Theilnahme den politischen Bewegungen folgte, so beschäftigte er sich doch am liebsten mit historischer Lektüre, mit der Botanik und mit Gartenanordnungen auf dem Landhause in Hottingen. Bei Nachbarn und Bekannten weilte er gerne im Freien; bei Gelegenheit gab er manchen guten Rath solchen, die in Prozesse verwickelt waren.

Als Nervenstärkung wählte er 1840 den Sommeraufenthalt in Seewen. Das Klima, wie das Bad schienen ihm wohl zu bekommen. Doch bald nach seiner Rückkehr ward er von einem Katarrhalfieber befallen, welches in heftiges Nervenfieber übergehend, schnell seinem mühe-

vollen Leben und Wirken auf Erden ein Ziel setzte (den 9. September 1840). Auf dem Friedhofe der Kirche zu Neumünster ruht seine irdische Hülle. Wie der Selige das Menschenleben als einen Vorbereitungszustand ansah, das sage uns die von ihm selbst verordnete Grabschrift: Via crucis via lucis.

Ein Laut
am Grabe unseres Freundes
H. Caspar Schultheß.

Pflanzt Trauerweiden auf des Freund's geweihtes Grab!
Die Pappel pflanzt, die stets empor zum Himmel strebet!
Senkt mit den Weiden sich der Wehmuth Blick hinab
Zur Gruft, — der man den Staub des Theuren übergab, —
Dann Pappeln lenkt ihn hin, wo Er nun liebt und lebet.

Wohl ist Er's werth, daß ihm die Treu' ein Denkmal weiht,
Werth, daß die Besten lang' an seiner Urne weinen:
Er blieb ein Menschenfreund in bitt'rer Zwietracht Zeit,
Wohlwollend, billig, fest, doch voll Bescheidenheit;
Dieß war er Allen, — und unendlich mehr den Seinen.

Die Sorg' um Freundes Glück, — oft unter uns entbehrt, —
Die Thätigkeit, die stets für And'rer Wohl sich mühte,
Sein zarter Edelmuth, sein stiller inn'rer Werth, —
Je gründlicher erforscht, je inniger verehrt —
Verdienen jenen Kranz, den Lohn der Herzensgüte.

Die beste Gattin nah' an sanfter Hoffnung Hand,
Den wohl verdienten Kranz um seine Stirn' zu winden;
Dann hell' ein Ahnungsstrahl des Todes Scheidewand; —
Der Sehnsucht ew'ger Wunsch, werd' ihrem Geist ein Pfand
Vom künft'gen Wiedersehn, vom ew'gen Wiederfinden.

Salis-Seewis.

Gedichte.

Am Grabe Missolunghi's.

Missolunghi! mußtest du auch fallen?
Deine neugeweihten Tempelhallen,
Hat auch sie der Christenfeind entweiht?
Ist das fluchbelad'ne Werk gelungen,
Sind die Griechenwürger eingedrungen
In die Mutterstadt der Tapferkeit?

Ja, so ist es! Ach, in Nacht begraben
Sind die Helden, die sich nie ergaben,
Hingewürgt mit roher Henkerslust!
Selbst des Greises und der zarten Kinder
Schonte nicht der wilde Ueberwinder,
Nicht des Säuglings an der Mutterbrust!

Edle Kämpfer! Helden ohne Gleichen,
Laut wird die Geschichte von euch zeugen,
Lieder werden preisen euern Ruhm!
Eure Thaten werden Männer wecken,
Die, gleich euch, des Schlachtentodes Schrecken
Minder fürchten, als das Sklaventhum.

Solche Männer werden einst euch rächen
Und des Feindes Uebermuth zerbrechen.
Euer Hellas darf nicht untergeh'n!
Noch sind Hydra's Flotten nicht bezwungen,
Die so manchen schweren Sieg errungen;
Hellas lebt, wo Hydras Panner weh'n!

Die Kapelle im kalten Bad
auf dem Rigi.

Sei gegrüßt mir, theu're Stelle,
Felsumgebene Kapelle!
Ewig frisch und ewig helle,
Fließt hier die geweihte Quelle.

Labungsvolle, süße Stunden,
Linderung für manche Wunden,
Hab' ich endlich hier gefunden,
Unaussprechliches empfunden.

Erdenpilger, komm' und rette
Dich zu dieser stillen Stätte,
Daß kein Frevler sie betrete,
Keiner störe dein Gebete.

Am 29. Juli 1830, Nachts 11 Uhr,

im kalten Bade,

als bei einem Ungewitter der Sarnersee vom Monde beleuchtet war.

Blitzesflammen seh' ich glühen,
Dunkle Wolken seh' ich ziehen,
Und es braust der wilde Föhn,
Stürmend über Thal und Höh'n.

Doch in Sarnens stillem Thale,
Glänzet dort mit Einem Male,
Zauberhaft ein Wunderlicht,
Das durch Nacht und Wolken bricht.

Sind es Geister, die dort wallen?
Schwebt aus den verklärten Hallen
Auf sein hoch geweihtes Grab
Bruder Klaus in's Thal herab?

Sind es Fakeln, die dort ziehen?
Sind es Sterne, die dort glühen?
Nein! es blickt des Mondes Bild
Aus dem See, so hold und mild.

Freunde! wenn um euer Leben
Schwere, finst're Wolken schweben,
Heil euch! wenn ein Himmelslicht,
Auch durch eure Nächte bricht.

Das Känzelein auf dem Rigi,

den 31. Juli 1830.

Sollst mir auch besungen sein,
Vielgepries'nes Känzelein!
Trau'n, des Allerschaffers Ruhm
Predigt laut dein Heiligthum.

Herrlich auf des Kulmes Höh'n
Ist der Sonne Aufersteh'n.
Staunend schweift der Blick hinaus
In das weite Gotteshaus.

Auch auf Staffels Felsenthron
Fühlst du dich als Himmelssohn,
Wenn die Firnen früh erglüh'n,
Unter dir die Wolken zieh'n.

Wenn im Regenbogenglanz,
Um das Haupt ein Glorienkranz,
Rings in Nebelduft gehüllt
Dir erscheint ein Zauberbild.

Doch vor allem lieb ich mir
Diese Friedensstätte hier;
Hier verträum' ich manchen Tag,
Sinne meiner Liebe nach.

Und es lauscht entzückt mein Ohr,
Wenn aus stillem Thal empor
Dringt des Hirten Frühgesang,
Klingt geweihter Glocken Klang.

Mit Apollo's leichtem Sinn
Schweb' ich über Blüthen hin,
Schwinge mich als Bergesaar
Zu der Firnen Hochaltar!

Weide mich, den Heerden gleich,
An der zarten Kräuter Reich;
Bade mich im blauen See; —
Heilt er wohl mein stilles Weh?

Seht, es schifft ein Wolkenmeer
Ueber See'n und Thäler her.
Wolken, laßt mich mit euch zieh'n!
Wolken, sagt, wo schifft ihr hin?

Frommes Unterwaldnerland,
Du der Freiheit Wiegenland,
Dort auf deiner Helden Grab
Schau' ich tief gerührt hinab.

Gleite dort mit jenem Kahn
Auf der klaren Wasserbahn,
Seg'le mit den Pilgern fort
Zum ersehnten Wallfahrtsort.

Rückerinnerung
an
Bernhard Romberg,
den trefflichen Tonkünstler.

1.

Was die Kinder der Erde sich Liebliches singend gedichtet,
Zauberst Du Alles so süß hin vor das trunkene Ohr;
Jetzo das Sehnen erweckende Lied des Hirten der Alpen,
Jetzo des Schotten Gesang, jetzt des Siziliers Tanz.
Und die Geister der Völker am Rhein, an der Weichsel und Newa
Hüpfen so fröhlich und leicht Dir auf den Saiten umher.
Aber dem Geiste des Volks, dem herrlichen, innig befreundet,
Schließt sich allschöpferisch erst bildend der Deine noch an.
Also haben die glücklichen Dichter der glücklichen Vorwelt
Tief aus dem Geiste des Volks einst sich das Schöne geschöpft.
Also schufest auch Du Dein Werk aus Sagen des Volkes,
Unübertroffener Du, Vater der Sänger, Homer!

2.

Töne sind es nicht mehr, es ist ein Geistergeflüster,
Was Dein Bogen so zart goldenen Saiten entlockt.

3.

Sterblich wärest auch Du, Du Leben ausströmender Künstler?
Könnten die Musen Dir nicht ewige Jugend verleih'n?

4.

Fort mit der Leier des Orpheus, ihr sternumtaufenden Männer.
Rombergs Violoncell, dieses verkläret mir jetzt!

5.

Bekränzt mit Myrthenzweigen
Die zartansprechenden Saiten,
Die Romberg's leichter Bogen
So wunderbar beseelet!
Den Bogen auch bekränzet,
Den Bringer süßen Entzückens,
Mit Alpenrosen und Veilchen!
Und wo Arions Leier
Im Heiligthum der Musen
Als Ruhmtrophäe schimmret,
Da bleibe auch der Bogen
Des deutschen Saitenspielers
Für weit entfernte Geschlechter
Als Denkmal aufbewahret!
Denn ewig wird er leben,
Gefeiert bei der Nachwelt,

Der mächtige Seelenbezaub'rer,
Der süße Minnespieler,
Der reiche Tönedichter,
Der edle, anspruchlose,
Und doch so hochzupreisende,
Der König deutscher Künstler.

6.

Süß ist der Lerche Feiergesang beim Erwachen des Lenzes,
Süßer die Stimme der Braut, wenn sich die Herzen versteh'n;
Aber was Süßeres kenne ich doch. Ihr zärteren Seelen,
Die ihr den Künstler gefühlt, euch ist das Räthsel gelöst!

Dreimal glücklich das Land, und dreimal glücklich das Haus auch,
Das den Geliebten Apoll's freundlich und gastlich empfängt!
Denn es blicken mit Lust die Himmlischen alle hernieder
Auf den gesegneten Ort, welchen ihr Liebling betritt.
Hättest die Städte Du einst des göttlichen Hellas durchwallet,
Tausend Dichter zugleich sängen Dein treffliches Lob!
Wie, und es sollte nicht Einer im Lande der Alpen erstehen,
Der mit hellenischem Sinn Romberg den Einzigen preist?

Eßlair.

Endlich erkennen wir wieder den Tell, den biederen, treuen,
Wie er als Schweizer gelebt, wie ihn der Dichter gedacht,
Und von peinlichem Schmuck befreist Du den wackern Schützen,
Wie von dem peinlichsten Druck einst uns der Schütze befreit!

Wo ist der Weise, der so, wie Du, die Falten des Herzens,
So der Menschennatur tiefstes Geheimniß erforscht?
Lear ist er selbst, nicht Eßlair, der aus dem Traume erwachend,
Seiner Cordelia Ruf wieder, der theuern, erkennt!

Zum Abschied an Antoinette Vial.

Muß es denn sein, Dich sollen wir entbehren,
Du holde, reichbegabte Sängerin;
Wie wird, o seelenvolle Zauberin,
Der Abschied uns von Dir das Herz beschweren!

Dein Genius zieht Dich fort in weit're Sphären:
Der deutschen Musenstädte Königin,
Sie ruft zu sich, die glänzende, Dich hin,
Um Dich zu weih'n und würdig Dich zu ehren.

Wenn fernher dann der Alpen gold'ne Zinnen
Dir winken in der Abendsonne Licht,
So mögest freundlich unser Du gedenken,

Und wieder bald zu uns die Schritte lenken,
Wo neue Kränze Dir die Freundschaft flicht,
Wo ohne Dich die Stunden langsam rinnen!

Das verwundete Täubchen.

Eine wahre Begebenheit.

Ein Sperber sah ein Täubchen
Und schoß darauf hernieder;
Das Täubchen flog von dannen,
Und hintennach der Räuber;
Doch rettungslos verloren
Wär' es fürwahr gewesen,
Hätt' es mit seinem Schnabel
Ein Fenster nicht durchbrochen,
An welchem es vorüber
Den Flug schon nehmen wollte.
Verfolgt von seinem Feinde,
Kam pfeilschnell es geschossen
Durch die zerbroch'ne Scheibe.
Sie flog in tausend Stücke,
Und ach! das arme Täubchen
Verletzte sich am Köpfchen.
Doch drinnen fand es Wesen,
Die seiner sich erbarmten
Und liebevoll es pflegten,
So daß nach wenig Tagen
Es ganz geheilt sich fühlte.

D'rauf ward von seinen Rettern
Sofort es losgelassen,
Und schwang sich überglücklich
Empor ins Reich der Lüfte.

Heil dir, du gutes Täubchen!
Nicht hast du dich getäuschet
In deinem frommen Glauben
An's Mitgefühl der Menschen,
Wie wir so oft uns täuschen.

An die Eidgenossen von Genf und Wadtland
1838.

Seid mir gegrüßt, des Leman tapf're Söhne!
Euch schreckte nicht des Feindes Uebermacht;
Des Vaterlandes Dank sei euch gebracht:
Und daß kein Feiger schuldbewußt euch höhne!

Ob auch der Bundestag der Halbheit fröhne,
Gerüstet habt ihr euch zu ernster Schlacht,
Nicht, da es galt, zu lange euch bedacht,
Erlauschend fremder List Sirenentöne.

Selbst eure Töchter sah man zu den Reihen
Der Waffenbrüder Hülfe bietend zieh'n
Und mit der Spindel sie den Spaten tauschen.

Das wird euch bei der Nachwelt Ruhm verleihen,
So lang für Bürgerwerth noch Schweizerherzen glüh'n,
So lang hinab ins Meer des Rhodans Wogen rauschen.

Mein Vaterland.

Kennst du das Land, wo Alpenrosen blüh'n
Und Hirten jubelnd über Gletscher zieh'n;
Wo seinen Jugendmuth der Rhein verschäumt
Und jeder Wand'rer sich in Wonne träumt?
Kennst du es wohl,
Das Wunderland?
Gepriesen sei's! Es ist mein Vaterland!

Der Schöpfung Säulen, hast du sie geseh'n,
Wie sie dort eisgepanzert Wache steh'n?
„Als Freiheitswächter stehet ewig da!"
Der Schöpfungsengel sprach's und es geschah.
Kennst du es wohl,
Das Freiheitsland?
Preis ihm und Heil! Es ist mein Vaterland!

Kennst du die Stadt? Es spiegelt sich ihr Bild
Im klaren See so reizend und so mild;
Es blinkt so mancher Thurm dem See entlang;
Es winkt so mancher Rebenhügelhang!
Kennst du sie wohl,
Die theu're Stadt?
Heil ihr und Ruhm! Es ist die Vaterstadt!

England.

Kennst du das Land, im Meer emporgethürmet,
Von nie besiegten Flotten rings umschirmet,
Europa's Zier, der Völkerfreiheit Hort,
An Helden reich, so stark durch That und Wort?
Kennst du es wohl,
Das Inselland?
Gepriesen sei's! Der Freiheit Heimatsland!

Das schöne Land, wo sich die gold'ne Zeit
Der Dichterherrschaft jugendlich erneut;
Wo Shakespeare's Zauberleier einst erklang,
Und Milton seine hohen Lieder sang?
Kennst du es wohl,
Das theu're Land?
Gepriesen sei's! Der Dichtung Mutterland!

Kennst du die Stadt, den großen Markt der Welt?
Wer hat wohl ihre Schätze je gezählt?
Es fiel Karthago; Tyrus ist nicht mehr;
Doch London steht so mächtig und so hehr.
Kennst du sie wohl,
Die Wunderstadt?
Heil ihr und Ruhm! Der Weltbeherrscher Stadt!

Genius und Kritikus.

Nach Thomas Moore.

Fürst Genius war vor Zeiten
Alleinherr auf dem Thron;
Viel hatt' er zu bedeuten,
Der ächte Königssohn.

D'rauf ward ihm zugegeben
Minister Kritikus;
Der untergrub sein Leben,
Und macht ihm viel Verdruß.

Sein Ruhm war bald verschwunden,
Und all sein Glück dahin;
Durch Regeln ward gebunden
Sein stolzer Fürstensinn.

Wollt' er Juwelen kaufen
Für's Kronendiadem,
Gleich kam der Rath gelaufen:
„Herr, noch ist's nicht an dem!"

„Der Schmuck ist hoch im Preise,
„Geschmacklos auch dabei.
„Pflückt euch ein Blümchen weise;
„Bald kommt der liebe Mai!"

Wenn er sein Wohlgefallen
An schönen Blumen fand,
So hieß es: „Herr, laßt fallen
„So eitlen Kindertand!"

Fand er im stillen Kreise
Daheim sein höchstes Glück,
So sagten sie sich leise:
„Die Trägheit kehrt zurück."

Lud er auf Assembléen
Die schöne Welt dann ein,
So hieß es: „Herr, wir sehen
„Nur auf Tabak und Wein!"

Begann er dann zu rauchen
Mit angestrengtem Fleiß,
So hieß es: „Wie! Sie schmauchen
„Selbst im Ministerkreis?"

Wollt' er sich fortbegeben
Auf weitem Ocean,
Um endlich frei zu leben
Auf schöner Meeresbahn, —

Alsbald, mit Einem Streiche,
Kam ein Gesetz heraus:
„Fürst, bleib in deinem Reiche,
„Und gehe nie daraus!"

Zuletzt mit Leibsoldaten
Ward gar der Fürst umstellt,
Mit Garnisonskroaten
Und Recensentenwelt.

Die mußten ihn bewachen
Auf jedem Schritt und Tritt;
Trau'n, es war fast zum Lachen:
Sie gingen immer mit.

Wirst nie du wiederkehren,
O schöne, gold'ne Zeit,
Wo Genius hoch in Ehren
Noch thronte weit und breit?

Wo man dem Ruhmbekrönten
Noch reiche Kränze wand,
Und für den Jetztverhöhnten
Noch rein und tief empfand?

Wo man noch redlich staunte
Vor seiner Allgewalt,
Und nicht in's Ohr sich raunte,
Und nicht beständig schalt?

Wahres Glück.

Aus dem Englischen.

Das wahre Glück entsprießt der Erde nicht.
Wer da es sucht, hat sich umsonst bemüht.
Von oben stammt's. Im rein verklärten Licht
Des Himmels nur siehst du es aufgeblüht!

Elysiums zarte Pflanze, hier und dort
Wirst wohl du auch hienieden ausgesä't:
Die Saat geht auf; doch selten wächst sie fort;
Denn ach! die Luft ist rauh, die sie umweht.

Empor nach jenseits richtet denn den Blick,
Der Erde Freuden schwinden doch dahin!
Dort oben nur keimt reines, ächtes Glück.
Zur bessern Heimat wendet euern Sinn!

Byron's Sonett auf Chillon.

Freiheit! der fessellosen Seele Gotteslicht;
Am hellsten leuchtest, Himmelstochter, du fürwahr
Im Kerkerdunkel, wo das Herz dein Wohnsitz ist,
Das nur die süßen Bande deiner Liebe trägt.
Und wenn die Last der Fesseln deine Söhne drückt,
Und finst're Dämm'rung düster das Gewölb' erfüllt;
So siegt das Vaterland durch solches Märtyrthum,
Und Freiheitsruf beflügelt sich mit jedem Wind.
Chillon! dein Kerker sei mir ein geweihter Platz,
Ein Altar deine Flur, seit sie betreten ward
Durch Bonnivard. Von seinen Tritten ist die Spur
Noch eingedrückt dem kalten Stein, wie weichem Moos.
Daß Keiner doch austilge diese heil'ge Spur;
Denn von Tyrannen hebt sie uns empor zu Gott!

Homeros.

Ewig bleibst du doch der beste Lehrer und Führer
Für den Dichter, Homer, Unübertroffener du!
Denn es haben die Musen ja selbst die Kunst des Gesanges,
Göttlicher Sänger, voreinst liebend und treu dich gelehrt;
Und in der Grotte, die du zum Lieblingsplatze dir weihtest,
Haben die Nymphen dich oft, hat auch Apoll dich belauscht,
Wann du, gerichtet den Blick auf Chios duftende Fluren,
Deine Andromache dann, deinen Achilles besangst,
Oder Penelope'n auch, die treuste weibliche Seele,
Oder den Helden, der, ach! schwer zu Erduldendes litt,
Oder Arete's Gärten, gesegnet mit ewigem Sommer,
Wo sich zur Blüthe die Frucht immer auf's Neue gesellt,
Oder Nausikaa, die Königstochter, mit Reizen
Ueber und über geschmückt, einer Unsterblichen gleich;
O dann hörten mit Lust des Olympos hohe Bewohner
Und mit Entzücken dir zu, heiliger Sänger, Homer!

Das Riesenbild des h. Borromeus

bei Arona, in dessen Kopfe bekanntlich erwachsene Personen bequem und in stehender Stellung Platz haben.

Als du, Heiliggesproch'ner, voreinst uns Andern noch gleich warst,
Spukte wohl männiglich Bild dir in dem Kopfe herum;
Und da zu Staub seit langem verwest sind deine Gebeine,
Spuken die Köpfe noch oft dir in dem Bilde herum!

Vires Britanniae.

Nach Owen.

Unsere Häfen, sie dienen als Thore, Flotten als Mauern;
Lager für uns ist das Meer, Leiber sie sind unser Wall.

Alte und neue Trojaner.

Nach Owen.

Klug erst wurden die Troer, nachdem ihr Troja zerstört war;
Ist nicht, gesteht's! in dem Stück Troer auch Jeder noch jetzt?

Am Grabe Sheridan's.

Wie rührend fühlt sich unser Herz gestimmt,
Wenn sich an einem schönen Sommerabend
Die Sonne hinter Hügeln abwärts neigt!
Dieselbe Rührung fühlen wir auch dann,
Wenn alles Sterbliche an großen Geistern
Mit Einem Mal in Todesnacht hinsinkt.

Nach Byron.

Fürwahr, den Staatsmann trifft ein hartes Loos:
Dem gift'gen Tadel ist er bloßgestellt,
Und selbst im Grabe wird er nicht verschont,
Denn Thorheit liebt des Ruhmes Märtyrthum.
So viele Feinde stehen um ihn Wache,
Zugleich als Kläger, Richter und als Späher;
Die Thorheit, Eitelkeit und Eifersucht,
Der Neid, den fremdes Elend glücklich macht,
Sie alle lieben den herabzusetzen,
Der auf der Sonnenbahn des Ruhmes wandelt.

Nach dem Englischen

des Thomas Moore.

O theu're Stunde, wenn der Sonne Licht
Erlöschend sich im stillen Meere bricht;
Denn der Erinnerung ist diese Zeit
Und ihren süßen Träumen nur geweiht!

Wie sehn' ich mich, den gold'nen Pfad von Strahlen,
Die spielend sich auf sanften Wellen malen,
Hinauszuwandeln, dort dem Westen zu!
Ach! liegt wohl dort das Segensland der Ruh'?

Venedig,

nach Thomas Moore.

So ende jeder Fürst und Staat,
Der, wie Venedigs hoher Rath,
Der Freiheit gold'ne Himmelssaat
Und alles Recht zu Boden trat!

Tyrol.

1809.

Stark, auf den ewigen Alpen, der Freiheit schützenden Mauern,
Trotzte der Rhäter Geschlecht einst den Beherrschern der Welt.
Größer bekämpfte Tyrol Napoleons siegende Heere,
Während Europa ihm dient, stehen die Alpen noch frei.

Die Antiken in Paris.

1809.

Schöne Gebilde, so frech dem heimischen Boden entrissen,
Wo mit Künstlergefühl jeder euch sinnig umfing,
Trauriger steht ihr nun fern, umringt von der gaffenden Menge,
Welche hellenischen Geist nimmer im Busen gehegt.
Immer noch staunt der Wand'rer euch an in süßer Entzückung,
Doch in Italien nur schloss't ihr den Himmel ihm auf.

Epigramme.

Fromme von allerlei Art bescheinet die himmlische Sonne,
Denn gar vielen erhellt nicht sie den finstern Geist.

* * *

Segel, sie fehlen dem Volke ja nicht, doch leider die Anker,
Und mit den Segeln gar oft laufen die Anker davon.

* * *

Menschen muß man belehren, als wollte man nicht sie belehren;
Lange Vergessenem gleich, lerne das Neuste sich an.

Ein Lied
für die löbliche Zunft zur Zimmerleuten

auf das Frühlingsfest 1820.

1.

Stimmet, wack're Zunftgenossen,
Stimmt der Lieder bestes an!
Jede Brust sei aufgeschlossen;
Freude ziert den freien Mann.
Seht! der Frühling ist erwacht;
Ihm sei dieses Hoch gebracht!

2.

Rings umher auf allen Hügeln
Lodern Feuer hoch empor.
Angeweht von Zephyrs Flügeln,
Tanzt der muntern Jugend Chor;
Und der Frühlingsglocke Schall
Pflanzet Jubel überall.

3.

Wir auch fühlen hochbeglücket,
Zünfter, hier uns allzumal;
Haben festlich ausgeschmücket
Uns're Väter schönen Saal.
Blendender Beleuchtung Glanz
Zieret rings den Fensterkranz.

4.

Einzelne Stimmen.

Fürsten werden oft besungen;
Heute gilt's dem Handwerksmann,
Dem ein Meisterwerk gelungen,
Der was Schönes zeigen kann.

Alle.

Preise hoch, wer preisen kann,
Solchen kunstgeübten Mann!

5.

Einzelne Stimmen.

Zu den Tempeln Gottes legen
Steinbehauer wir den Grund,
Unter unsers Meisels Schlägen
Formt der Porphyr selbst sich rund.

Alle.

Preise denn, wer preisen kann,
Jeden wackern Steinmetzmann!

6.

Einzelne Stimmen.

Ueber Ströme kühne Brücken,
Dächer hoch in's Luftrevier,
Und das Schiff, vom Meeresrücken
Stolz getragen, zimmern wir.

Alle.

Preise, wer da preisen kann,
Jeden wackern Zimmermann.

7.

Einzelne Stimmen.

An Pallästen und an Hütten
Uebt der Maurer seinen Fleiß.
Kunst, die bleibt ihm unbestritten,
Wahrheit nur des Forschers Preis.

Alle.

Preise denn, wer preisen kann,
Jeden weisen Maurersmann!

8.

Einzelne Stimmen.

Für den zarten Säugling Wiegen,
Für den Greis das letzte Haus,
Wenn des Todes Schrecken siegen,
Rüsten Schreiner sinnig aus.

Alle.

Preise, wer da preisen kann,
Jeden wackern Schreinersmann!

9.

Könige und Königinnen
Zu dem Schaches-Götterspiel,
Drechseln wir mit muntern Sinnen;
Welch' ein schönes Arbeitsziel!

Alle.

Preise denn, wer preisen kann,
Jeden wackern Drechslersmann!

10.

Einzelne Stimmen.

Um die Kälte abzuwenden,
Bauen schmucke Oefen wir,
Und mit leichtbewegten Händen
Formen wir das Topfgeschirr.

Alle.

Preise denn, wer preisen kann,
Jeden wackern Töpfersmann!

11.

Einzelne Stimmen.

Fässer füllen, Fässer leeren,
Das ist Fassesbinder-Pflicht;
Und ein Gläschen Wein in Ehren,
Das bewahrt ihn vor der Gicht.

Alle.

Preise, wer da preisen kann,
Jeden wackern Küfersmann!

12.

Einzelne Stimmen.

Für den Reichen stolze Wagen,
Für den Bauer seinen Pflug,
Fügen wir mit Wohlbehagen;
Arbeit gibt es stets genug.

Alle.

Preise denn, wer preisen kann,
Jeden Wagnersmeistermann!

13.

Einzelne Stimmen.

Sonst auch zierten Weinbebauer,
Rebleut' unsern Zünfterkreis,
Doch in uns'rer Ringesmauer
Wurd' es ihnen bald zu heiß.

Alle.

Heil dem biedern Bauersmann,
Der die Rebe ziehen kann!

14.

Auf, den Landesvätern bringet
Noch das letzte Lebehoch!
Wer nach Bürgersliebe ringet,
Hat den besten Segen doch;
Sie nur sichert Glück und Kraft
Uns'rer Eidsgenossenschaft.

Auf's Frühlingsfest

1825.

Für die löbliche Zunftgesellschaft zur Zimmerleuten.

Gedichtet für den Sprecher bei der Fahnenweihe.

Seid mir gegrüßt, ihr Aeltesten und Meister,
Im schöngeschmückten Saal, wo sich so oft
Zum Frühlingsfest, dem allbeglückenden,
Die wackern Väter schon versammelt haben!

Und wahrlich seh ich euch so traulich hier
Beisammen und so hochvergnügten Sinnes,
Und unter euch die muntern Becher kreisend;
So tritt das Bild der längstverschwund'nen Zeiten
Mir Herz erquickend wieder vor die Seele,
Wo Frömmigkeit und Treu' und Biederkeit
Und Häuslichkeit und ächte Bürgertugend
So vieles noch und mehr als jetzo galten:
Wo manches große Werk, das kräftiglich
Den Stürmen trotzt, die Alles sonst zerstören,
Durch kühne Willenskraft vollendet wurde.

Doch laßt mich jetzt vom Alten auf das Neue,
Vom Neuen auf das Neu'ste übergeh'n;
Denn wahrlich auch das Neue bringt des Guten
So viel, und nur aus diesem keimt das Beste!

Euch ist bekannt, wie uns're Nebenzünfte
Nach Schützenbrauch und um an frohen Festen
Ihr Haus und ihre Züge auszuschmücken,
Mit Pannern jüngst sich ausgestattet haben.
So hat, um unter vielem Schönen nur
Das, was zunächst uns liegt, heraus zu heben,
Vor Jahren schon das edle Rüdenpanner
Uns wohlgewogen, nachbarlich, begrüßt.
So flattert uns vom Meisenzunftpallast
Alljährlich dort ein Festpanier entgegen.
So senden uns die wackern Gerber auch
Von jener Zinne ihren Frühlingsgruß
Mit hochgeschwung'nem Panner freundlich zu.
Und diese Freundschaftsgrüße nach Gebühr
Auf ehrenvolle Weise zu erwiedern,
Hat nur zu oft bis jetzt und nur zu sehr
Ein eben solches Panner uns gefehlt.

Doch endlich Heute ist der Tag gekommen,
Der uns're Wünsche in Erfüllung bringt,
Und wo wir euch die schmucke Friedensfahne,

Von eines Meisters Hand so schön vollendet
Zur feierlichen Weihe überbringen.

Heran denn, Pannerführer, laß die Fahne
Von allen Falten sorgsam losgewickelt,
Sich ehrerbietig vor den Edlen neigen,
Die uns'rer Stadt und uns'res Landes Wohlfahrt
Mit Rath und That so treu und eifrig fördern,
Und doch dabei das Beste uns'rer Zunft
Wohlwollend auch und weislich stets bedenken.
Des Panners erster Gruß, er sprech' es aus,
Was unser Herz, vom wärmsten Dank beseelt,
Für sie empfindet, die für unser Wohl
So redlich stets gerathen und gehandelt!

Und nun laßt mich der Bilder auch noch ferner
Erwähnung thun, die unser Panner zieren.
Der Adler hier, mit Eichenreis umkränzt,
Das alte Merkbild unsers Wappenschildes,
Er soll uns nicht in's Feld zu blut'gen Thaten,
Zu Friedenswerken nur soll er uns rufen.

Und wie der König der Gefiederwelt,
Der höchsten Berge höchste Felsenzinnen
Zum Ziele seines Flugs sich auserwählt
Und sich der Sonne selbst entgegenschwingt;
So soll aus uns auch Jeder in der Kunst,

Die er betreibt, das Höchste stets erstreben,
Und emsig sollen alle Handwerkskünste
Sich sonder Neid und treu die Hände bieten.

Auch dieses wird gar treffend auf dem Panner
Durch uns're Handwerkszeichen angedeutet,
Die alle hier in Einen Kreis verschlungen,
Die Bürgerkrone, diesen schönsten Preis
Des Meistverdienten, sinniglich umkränzen.

Und in der That, um einen schönen Bau
So glücklich als erfreulich zu vollenden,
Bedarf's gar mancher kunstgeübter Hände.
Der Maurer setzt die Steine künstlich auf,
Die erst der Steinmetz aus dem Rohen haut,
Und um den Sand zum Pflaster rein zu machen,
Bedarf er eines Siebes, welches ihm
Der Siebemacher auf das Beste fertigt.
Der Baustoff wird auf Wagen zugeführt,
Und diese muß der Wagner erst erschaffen.
Des Dachstuhls schweres, viel verschlungnes Werk,
Der Balken viel verflochtenes Gefüge
Muß dann der Zimmermann zu Ende bringen.
Drauf wird der Hafner auch herbei gerufen,
Die Oefen kunstreich zierlich aufzubau'n;
Der Schreiner füllt sodann mit seinen Werken

Die Zimmer aus und fertigt das Getäfel.
Der Drechsler stellt sich mit dem Spinnrad ein,
Dem Lieblingszeitvertreib der guten Hausfrau;
Wie denn vor Zeiten selbst die Fürstentöchter
Gesponnen viel und auch gewoben haben.
Dann kömmt zuletzt die Reihe an den Küfer,
Der füllt den Keller allererst mit Fässern
Und diese, was das beste ist, mit Wein.

Und so mag dann das Gute nur gedeih'n,
Wenn Viele rühmlich sich dafür beeifern.
Die Zeit, in der wir leben, sie ist reich
An mancher neuen herrlichen Erfindung.
Der kühne Britte baut bequeme Straßen
Sich unter Strömen, statt der Brücken, hin,
Und seine Städte sind von tausend Röhren,
Die Gas ausströmen, zauberisch beleuchtet.
Des Dampfes wundergleiche Kraft, sie treibt
Auf Eisenbahnen schwere Lasten fort,
Und Schiffe, die sonst hundert Rud'rer kaum
Von dannen brachten, führt sie durch die Wellen.
Sie fördert auch aus tief verborg'nem Schacht
Das köstlichste Metall an's Tageslicht,
Und spinnt das feinste Garn so zierlich aus,
Als hätten schöne Feen es gesponnen.

So laßt denn uns auch rühmlich vorwärts schreiten
Im schönen Reich, wo die Erfindung thront,
Wo der Geschmack, als Führer ihr zur Seiten,
Die, die ihm folgen, herrlich stets belohnt!
Dann wird dereinst in ferner Zukunft Zeiten,
Wann Mancher, der jetzt wirkt, im Grabe wohnt,
Der späten Nachwelt noch, was wir einst waren,
In manchem Meisterwerk sich offenbaren!

Zur Feier der Stiftung unſ'rer Hochſchule.

Wir ſeh'n das heit're Feſt ſich heut erneuen,
Dem ihre Kränze gern die Muſe flicht:
Noch glänzt es hell, der hohen Schule Licht;
Es darf die Freiheit ihres Werks ſich freuen.

Der Baum treibt Blüthen, er muß fortgedeihen,
Das hoffen wir mit ſtolzer Zuverſicht:
Und wie ein Fels, an dem das Meer ſich bricht;
So wird auch er vor keinem Sturm ſich ſcheuen.

Heil euch, ihr edlen und ihr treuen Lehrer
Des Heiligen, des Wahren und des Schönen:
Nie laßt der Stifter Geiſt in euch erkalten!

Bleibt fort und fort des freiſten Reiches Mehrer!
Dann wird die neue Schöpfung nicht veralten,
Der Nachwelt Dank wird euer Werk einſt krönen.

Prolog,

gesprochen bei der Eröffnung unsers Theaters.

Sie ist erschienen, die ersehnte Stunde:
Thaliens Tempel seht ihr offen stehn.
Ihr wird in trautem, schwesterlichem Bunde
Auch Polyhymnia zur Seite gehn.
Habt ihr ja doch der süßen Töne Kunde
Zur Lieblingskunst schon längst euch auserseh'n.
Nur, wo vereint die holden Schwestern walten,
Da wird das Schöne herrlich sich entfalten.

Hier, wo im alten, sihldurchrauschten Haine
Der Unschuld Sänger seine Lieder sang;
Wo, — daß der Teutschen Klopstock bald erscheine, —
Die Leier euers Bodmer's einst erklang;
Wo Martin Usteri, der Edle, Reine,
Als Minnedichter manchen Preis errang;
Hier darf der Musen Fürstin wohl es wagen
Den Thron, den festlichen, jetzt aufzuschlagen.

Und, wie der Wand'rer bei des Sommers Schwüle
Zu hohen Alpen seine Zuflucht nimmt,
Wo ihn der Kräuter Duft, der Bäche Kühle,
Der Heerdenglocken Klang stets heit'rer stimmt:
Er staunt, versenkt in reinere Gefühle,
Wenn dort der Firnen letzte Glut verglimmt;
Er fühlt ein überirdisches Entzücken;
Der Himmel öffnet sich vor seinen Blicken.

So wird euch hier im Reiche der Kamönen
Ein zweites Eden voller Düfte blühn;
Die Bilder des Erhab'nen und des Schönen
Sie werden oft an euch vorüberziehn.
Bei Phantasieen, unter süßen Tönen,
Wird euch die Zeit gleich einem Traum entfliehn.
Das Herrlichste, was jemals sich begeben,
Die Bühne frischt es auf zu neuem Leben.

Zwar glänzt Thaliens Haus von größerm Glanze
Dort, wo die Seine, wo die Themse rauscht;
Das Auge schwelgt in schönerm Lichterkranze,
Wo hochentzückt das Ohr der Pasta lauscht.
Es schwebt Terpsichore in leichterm Tanze
Wo man die Schätze aller Welten tauscht;
Und in der Scala wundervollen Räumen
Da läßt sich's süßer nach Elysium träumen.

Doch, was vereinter Kräfte schönes Streben
Bescheiden zwar, doch sinnreich ausgedacht,
Was euch zur Kunst die Liebe eingegeben,
Das zeigt sich hier in eurem Bau vollbracht.
So ist's denn wahr! zu neuem Geistesleben
Ist Zürich, das gefeierte, erwacht!
Die Musen, sie sind festlich eingezogen;
Die Grazien auch erweisen sich gewogen.

Was die Geschichte Rühmliches berichtet,
Die Heldenthat, die euerm Tell gelang,
Als er den Pfeil auf Geßler's Brust gerichtet,
Das höchste Gut, die Freiheit, euch errang;
Was Schiller, der Unsterbliche, gedichtet;
Was Shakespeare einst, der nie Erreichte, sang,
Das wird durch unser Spiel sich hier erneuen
Und euch begeistern, oft euch noch erfreuen.

Wir wünschen zu gefallen, zu belehren.
Laßt stets uns eurer Gunst empfohlen sein:
Wird oft uns euer Beifall wiederkehren,
So werden wir das Schwierigste nicht scheu'n.
Wohl mag der Künstler tüchtig sich bewähren,
Sei nur des Kenners Huld sein Sonnenschein!
Des Beifalls frische Kränze stets zu pflücken,
Das wird auch uns ermuntern, uns beglücken.

Zum vierten Jubelfeste Guttenberg's,

des Erfinders der Buchdruckerkunst.

Mel.: Vom hohen Göttersitz u. s. w.

Im schönen Mainz, an dessen festen Thoren
Der Alpenstrom, der Rhein, vorüberrauscht,
Da ward voreinst ein großer Mann geboren,
Der deutschem Geist das Höchste abgelauscht.
Preiset ihn heute mit Jubelgesang,
Der unvergänglichen Ruhm sich errang!

Er forschte nach, vertieft in stilles Sinnen,
Bis er der Presse hehre Kunst erfand.
Des Lichtes Engel schützte sein Beginnen,
Erfüllte ihn mit göttlichem Verstand.
Preiset u. s. w.

Was er geahnet, haben wir errungen:
Geflügelt eilt, in Druck und Schrift, das Wort
Der Weisen, tausendfach, in allen Zungen,
Von Pol zu Pol, durch Meer und Länder fort.
Preiset u. s. w.

O waltete in Deutschlands reichen Gauen
Noch Luthers kampfgeprüfter Feuergeist,
Dann wäre bald der gold'ne Tag zu schauen,
Der los von jedem Zwang die Presse reißt!
Preiset den Tag und das glückliche Land,
Wo sich die Presse der Fessel entwand!

Via crucis via lucis.

Wie sehn' ich mich nach jenen bessern Zonen,
Wo ungetrübt der Wahrheit Quelle fließt,
Wo sich der Weisheit Heiligthum erschließt,
Wo selig die verklärten Geister wohnen!

Seid mir, ihr Weisen aller Nationen
Und aller Zeiten, schon voraus gegrüßt!
Dort, wo das höchste, reinste Glück entsprießt,
Dort erst empfängt die Tugend ihre Kronen.

O Tag der Wonne! wo mit meinen Lieben,
Die sich zur Heimath schon emporgeschwungen,
Von Schmerz befreit mein Geist sich wird vereinen!

Auf meinem Denkstein stehe dann geschrieben:
„Durch Kreuz ist er zum Licht hindurchgedrungen",
Und Keiner mög' an meinem Grabe weinen!

Prosaische Aufsätze.

Jahresberichte
über
die Verhandlungen der vaterländisch-historischen Gesellschaft.

I.

Vom 20. Dec. 1820 bis zum 20. Dec. 1821.

Der Jahresbericht, den ich Ihnen, Herr Präsident, verehrteste Herren, vorzulegen habe, umfaßt den Zeitraum vom 20. December 1820 bis zum 20. December des abgewichenen Jahres. Während dieser Zeit wurden von 8 Mitgliedern in 22 Sitzungen 12 Vorlesungen gehalten. Die Gesellschaft hat sich um 8 Mitglieder vermehrt, so daß die Anzahl derselben gegenwärtig auf 108 ansteigt. Für immer hat die Gesellschaft einen Jüngling von trefflichen Anlagen des Geistes und des Herzens, den Herrn Rudolf Pestalutz verloren, der im letztverflossenen November im 21sten Altersjahr zu den Seligen hinüber ging.

Unter den Vorlesenden traten zum ersten Mal auf die Herren Konrad Pestalutz, Sensal Pestalutz, Junker Konrad Wyß.

Für das bevorstehende Jahr dürfen wir mit Recht die Hoffnung nähren, daß die Zahl der Vorlesenden einen

neuen Zuwachs erhalten werde. Unsere Statuten machen es Keinem zur Zwangspflicht, früher oder später ein Mal eine Vorlesung zu bringen, aber der Geist, der unsern Verein in der Frühlingszeit seines Daseins belebt, bürgt uns dafür, daß Jeder aus uns, sprechend oder schreibend, auch unaufgefordert nach Vermögen gerne das Seinige zur gemeinsamen Unterhaltung beitragen werde. Dieß allein kann unserer gesellschaftlichen Thätigkeit eine unvergängliche Jugend sichern. Nie soll vergessen werden, daß wir nicht ausschließlich schulgerechte Dissertationen fordern, daß auch die kleine Gabe uns willkommen ist, wofern sie nur aus einem Herzen kommt, das für's Vaterland schlägt. Und wie viele Wege führen nicht zu dem Ziele, daß wir im Auge haben! Staats- und Kirchengeschichte, Handels- und Sittengeschichte, Kriegswissenschaft, Kunst und Literatur, Rechtspflege und Gesetzgebung, Erziehungskunde, belehrende Parallelen zwischen dem, was vordem geschah und jetzt geschieht, was außer unserm Vaterlande und in demselben sich zuträgt, das alles steht in vielseitiger Berührung mit unserm Stiftungszweck und bietet uns ein reiches und unerschöpfliches Feld zur Bearbeitung dar.

Auch im letztverwichenen Jahre, davon zeugen unsere Protokolle, wurde vieles ausgesäet, was früher oder später aufblühen und zur Erndte heranreifen wird. Solche Keime können nicht unentwickelt bleiben, wenn sie in einen Boden

von solcher Fruchtbarkeit fallen. Und so ist auch mir widerfahren, was meinen hochverehrten Vorgängern im Aktuariat widerfuhr, daß mir nämlich, indem ich unsere vorjährigen Verhandlungen durchging, unter so vielem Gediegenen, was mir da aufstieß, die Auswahl dessen, was dieser Bericht herausheben soll, ausnehmend schwer wurde. Zuletzt wurde ich des Hin- und Widerdenkens müde, ergriff die Feder und schrieb tapfer d'rauf los, soviel möglich zunächst dasjenige berücksichtigend, was allgemeines Interesse hat, aber allzu oft vielleicht demjenigen den Vorzug gebend, was mir insbesondere zusagte.

Der Grundsatz, der meinen Vorgänger leitete, ist auch der meinige. Ich wollte ein möglichst treues Bild des Gedankenverkehres geben, der sich am treuesten in unsern Protokollen zurückspiegelt. Dem rein Historischen glaubte ich jedoch auch seine Stelle anweisen zu müssen, so oft ich irgend eine erhebliche Thatsache durch die Umfrage in's Licht gesetzt fand. Allernächst freilich habe ich das Praktisch-Nützliche in's Auge gefaßt. Lassen Sie mich nun zu den Vorlesungen übergehen.

Unter'm 20. December 1820 theilte Junker Konrad Wyß der Gesellschaft das Resultat seiner Quellenforschung und seines Nachdenkens über Gregor VII. mit, wodurch in zwei folgenden Sitzungen, vom 3. und 16. Januar 1821, wesentlich nacherwähnte Bemerkungen veranlaßt wurden.

Das Bestreben des Verfassers, den Gegenstand nach den Quellen zu bearbeiten, sei zwar verdienstlich, aber es frage sich dabei doch, welcher Glaube den Quellenschriftstellern, die er benutzt, denn eigentlich beizumessen sei. Nun seien Lambert von Aschaffenburg, Otto von Freisingen und Peter Damiani, sämmtlich Ordensgeistliche, also partheiisch gewesen und aus Gregor's zum Theil in Amtssachen geschriebenen Briefen lasse sich kein vollgültiger Schluß auf seinen Charakter ziehen, weil die Thaten wider ihn zeugen und diese, nicht die Worte, so erbaulich sie auch lauten mögen, bei der Beurtheilung dem Geschichtschreiber zum Maßstab dienen sollen. Frage man, was Gregor gethan habe, so könne man ihm weder die Abschaffung der Ehe für die Geistlichkeit, noch jene der Simonie, noch endlich die Lossprechung der Völker von ihrer Unterthanenpflicht zum Verdienst anrechnen, da die Folgen dieser Handlungen, weit entfernt, heilsam zu sein, vielmehr höchst schädlich für die Menschheit gewesen seien. Die Einführung des Cölibats habe die Kirchendiener ihrem Vaterlande und ihrer natürlichen Bestimmung entfremdet; die Abschaffung der Simonie, die weltlichen Fürsten um den Besitz eines wohlhergebrachten Rechtes gebracht, die Lossagung der Unterthanen von ihren Pflichten gegen die Obrigkeit den Meineid geheiligt und so sei nicht abzusehen, wie man Gregor's Wirken verdienstlich finden könne. Etwas Großes

könne man ihm zwar nicht absprechen, doch wäre er minder groß geworden, wenn sein Gegner Heinrich IV. mehr Geistesstärke besessen hätte. Die wahre Seelengröße gründe sich auf Weisheit und Tugend und nicht bloß auf Willensfestigkeit und auf's Aufsehenmachen. Nenne man Gregor VII. groß, so könne man eben dieß Beiwort auch dem scheinheiligen Cromwell und dem Welteroberer Attila geben. Wie diese ihre weltliche Herrschaft, so habe Hildebrand sein geistliches Reich auf Zwang und zügellosen Despotismus gegründet. Mit diesem Urtheil über den Stifter der päpstlichen Allgewalt stimmen auch die Aussprüche der scharfsinnigsten neueren Geschichtschreiber, eines Hume, Johann von Müller und selbst des katholisch-gesinnten Fleury überein, welche ihn bald als einen schlauen Heuchler, bald als einen herrschgierigen Priester schildern, der es vortrefflich verstanden habe, die Unwissenheit seines Zeitalters zu seinem Vortheil zu benutzen.

Forsche man der Ursache nach, warum mehrere jetzt lebende Schriftsteller Hildebrand's Thaten hochpreisen und andere in dieses Lob mit einstimmen, so liege sie bei den einen in einer feinüberlegten Absicht, dem gesunkenen Ansehen der Päpste nach und nach auch unter Protestanten wieder aufzuhelfen, bei den andern in der Vorstellung, daß von dem Joche weltlicher Despoten nichts so schnell befreien könne, als die Herstellung einer päpstlichen Universalmonar-

chie. Da nun Gregor VII. die letztere gestiftet, so sei es begreiflich, daß er dafür so sehr gepriesen werde. Indeß heiße dieß weiter nichts, als sich den Klauen des Tigers bloß geben, um dem Löwen zu entrinnen.

Ein Entschuldigungsgrund der Gewaltstreiche Gregor's VII. wurde darin gefunden, daß noch unentschieden sei, ob derselbe wirklich ein Heuchler oder nur ein Irrender gewesen. Habe er in der Begründung der päpstlichen Alleinherrschaft wirklich das Heil der Völker erblickt, so verdiene er weniger Tadel und das Unternehmen des Vorlesers in so fern Billigung, die Ehrenrettung eines Mannes zu schreiben, der so viele Stimmen gegen sich habe.

Dagegen wurde erwiedert: die Geschichte, selbst des Zeitalters, in welchem Gregor wirkte, enthalte viele Spuren, daß er kein Irrender, sondern ein vorsätzlicher und selbstbewußter Heuchler gewesen, der selbst die schlechtesten Mittel nicht verschmäht habe, um sein Ziel zu verfolgen. So habe sein Benehmen gegen die Könige von Frankreich und England offenbar darauf abgezielt, diese Fürsten unter sich in Zerwürfniß zu bringen und wenn sein vertrauter Freund Damianus, ihm in einem seiner Briefe den Namen Sanctus Satanas beilege, so dürfte vielleicht diesem Scherze eine genaue Charakterkenntniß zum Grunde liegen.

Führe man zur Rechtfertigung des Cölibatgesetzes an, solches sei mehr aus den Gesammtansichten des Zeitalters

über die Bestimmung der Geistlichkeit hervorgegangen, so lehre die Geschichte, daß dasselbe unter der Priesterschaft und zumal auf der Synode von Mainz heftige Bewegungen veranlaßt habe, so daß es gar nicht mit der herkömmlichen Denkungsart in Uebereinstimmung gewesen.

Auch der Behauptung, Gregor habe sich durch seine Offenheit ausgezeichnet, könne man nicht so leicht beitreten, wenn man sein Benehmen gegen die Sachsen in's Auge fasse. Uebrigens benehme die allergrößte Offenheit der Sprache einer damit begleiteten Gewaltthat nichts von ihrer Ungerechtigkeit, und ein Eroberer, der wie Napoleon, geradezu heraussage, was er vorhabe, sei zuletzt eben so strafbar, als derjenige, der sein Vorhaben zwar verheimliche, aber dennoch ausführe.

Unter die Einrichtungen Gregor's, welche auch in späterer Zeit der deutschen Nazion und unserm Vaterlande tiefe Wunden geschlagen und manche innere Zerrüttung herbeigeführt haben, gehöre insbesondere diejenige des Legatenwesens und die Errichtung eines obersten Gerichtshofes in Rom, vor welchen nicht bloß geistliche, sondern auch weltliche Streitsachen gezogen wurden, und wo der Meistbietende gemeiniglich auch zuerst Schutz fand.

An die obgedachte Vorlesung reiht sich die sachenreiche Abhandlung des Herrn Konrad Pestalutz über den Welthandel im Allgemeinen und insbesondere über den Gang

und Zustand unseres inländisch-vaterstädtischen Handels und Fabrikwesens.

Wenn wir uns die wahrhaft praktische Richtung der Diskussion in jenen zwei Sitzungen, die diesem Gegenstande gewidmet waren, und die starke Zahl der Reflektenten, die dabei auftraten, in's Andenken zurückrufen, so können wir uns des Wunsches nicht erwehren, daß ähnliche Materien von Sachverständigen öfters unter uns zur Sprache gebracht werden möchten.

Ganz besonders vielseitig wurde eine Frage erörtert, die der Verfasser aufgeworfen hatte, ob nicht die Errichtung einer Handelsschule in unserer Vaterstadt für das kommerzielle Publikum Nutzen haben könnte.

Die Vertheidiger dieses Vorschlages beriefen sich auf das Beispiel anderer Handelsstädte, auf das fühlbare Bedürfniß einer zweckmäßigeren Berufsbildung, und der Ausdehnung des Unterrichts auf mehrere für den Kaufmann unentbehrliche Fächer des Wissens, worunter hauptsächlich einige neuere Sprachen, und alles, was man unter Handelswissenschaft begreift, gehören, endlich auch darauf, daß bei dem zu unserer Zeit allgemein verbreiteten Princip der Arbeitstheilung von einer solchen Einrichtung keine Standesabsonderung zu befürchten stehe, indem es ja auch Militärschulen, Predigerseminarien, landwirthschaftliche Schulen und Bergschulen gebe, ohne daß deßhalb nachtheilige Folgen

der Vereinzelung verspürt würden. — Dagegen führten die Gegner des Vorschlages Folgendes an: Es sei in unsern vaterländischen Schulanstalten für die allgemeine Verstandesbildung und in den höhern Klassen, so wie besonders in der Kunstschule, auch für die Wissenschaften, deren der Kaufmann hauptsächlich bedürfe, so zureichend gesorgt, daß die Errichtung einer Handelsschule überflüssig scheine. Am politischen Institut fehle es auch an Vorlesungen über Statistik nicht, worunter irriger Weise nur die Lehre von der Verwaltung des Staatseinkommens verstanden werde, da vielmehr die Gesammtlehre vom Nationalreichthum mit inbegriffen sei. Die gründliche Verstandesbildung durch Erlernung der alten Sprachen, als den Stammidiomen der neuen, durch mathematischen Unterricht u. s. f. sei und bleibe immer die Hauptsache, für den Beruf könne sich Jeder nach zurückgelegten Schuljahren auf dem Wege der Erfahrung und Selbstübung ausbilden, wo dann für den Kaufmann das Komptoir die beste Schule sei. Ueberdieß höre man oft über Mangel an Unterricht in diesem oder jenem Fache klagen und wenn die Lehrer angestellt seien, so fehle es gemeiniglich an Lernenden. Die neueren Sprachen betreffend, so könne hier das Fehlende durch Privatunterricht und auf Reisen zur rechten Zeit nachgeholt werden. Die Hauptsprache der auswärtigen Korrespondenz, das Französische, werde übrigens in unsern Schulen gründlich

gelehrt. Unser öffentliches Schulwesen sei eben darauf berechnet, den bürgerlichen Gemeinsinn frühe schon in die Gemüther zu pflanzen, welchem Zwecke die Stiftung einer abgesonderten Anstalt für die Kaufmannschaft höchlich zuwiderlaufen würde.

Zu einer nicht minder interessanten Erörterung führte die Hindeutung des Vorlesers auf die Gewissenlosigkeit unserer Fabrikarbeiter und auf den allgemein unter ihnen herrschenden Hang zum Stehlen. Einige wollten den Entstehungsgrund dieses Hanges in der Geringfügigkeit des Lohnes, Andere in der Mangelhaftigkeit der Formen des Strafverfahrens gegen untreue Arbeiter gefunden haben. Dagegen wurde erinnert: es habe niemals, weder dem Gesetzgeber, noch dem Richter an Bereitwilligkeit gefehlt, den Fabrikherrn die Entdeckung eingeklagter Entwendungen zu erleichtern und überführte Thäter strenge zu bestrafen; ersteres beweise unter anderm das Gesetz, welches den Fabrikbesitzer privilegire, betrügliche Arbeiter vor dem Gericht seines Wohnortes zu belangen; wenn aber dennoch viele Angeschuldigte straflos bleiben, so liege dieß in der Schwierigkeit der Beweisführung. Die Aussage des Fabrikanten, als des selbstbetheiligten Klägers, begründe an sich noch kein Strafrecht; aus den Fertigungsbüchern, auf die er sich gewöhnlich beziehe, lasse sich ebenfalls kein Beweis herleiten und so sei es in vielen Fällen unmöglich,

rechtliche Gewißheit von der Schuld zu erlangen. Was den Arbeitslohn betreffe, so liege die Bestimmung desselben nicht in der Willkür des Kaufmanns, indem das Steigen oder Sinken des Preises der Fabrikate den Maßstab dafür angebe. Uebrigens sei vornehmlich bei der Seidenfabrikation die Verführung zum Stehlen um so stärker, weil die Seidenwinder größtentheils nicht in, sondern außer der Fabrik ohne Beaufsichtigung durch den Fabrikherrn oder durch dessen Diener arbeiten und der Betrug um so leichter wird. Die Armuth sei nicht immer der Grund, auch Wohlhabenden sei das Unterschlagen zur zweiten Natur geworden. Seit 20 Jahren habe das Uebel indeß mehr ab- als zugenommen. Abhülfe könnte dadurch am besten kommen, daß die Fabrikanten sich unter einander verstehen würden, schuldig erfundene Arbeiter nie mehr anzustellen. Mancher Kläger meine übrigens, nur bestohlen worden zu sein, ohne daß sich dieß wirklich so verhalte, woran öfters die unordentliche Führung der sogeheißenen Fertigungsbücher durch flüchtige Handlungsdiener die Schuld trage.

An die vorgedachte Arbeit reihen sich drei gehaltreiche Vorlesungen des Herrn Oberst v. Muralt über die Kriegsthaten der Eidgenossen in Italien vom Jahr 1500—1510, unter wesentlicher Berücksichtigung der Geschichte Graubündens.

Der Herr Verfasser sowohl, als nach ihm mehrere Reflektenten widerlegten geschichtlich auf's Gründlichste das

Vorurtheil, daß die treulose Auslieferung des Herzogs von Mailand vor Novara den schweizerischen Heerführern und somit der ganzen Nazion zur Last falle. Nur ein einzelner Verräther, Peter Thormann aus Uri, sei der Urheber dieser Schandthat gewesen, welche er später, aus Befehl seiner Landesobrigkeit, mit dem Tode abbüßen mußte. Es sei befremdend, daß Glutz diesen wichtigen Punkt nicht genauer erörtert habe, da doch selbst der mailändische Kanzler, Hieronymus Moroni, die Nazion und ihre Führer von der Mitschuld losspreche.

Bezüglich auf die scharfen Verbote, welche die Tagherren sowohl, als die einzelnen Stände gegen das Reiselaufen erließen, wurde gesagt, es habe selbst dann sein Gutes, daß die Stimme der Weisheit und Vaterlandsliebe sich in Gesetzen ausspreche, wenn vorauszusehen sei, daß dieselben unbeachtet bleiben. Der rechtlich Gesinnte überzeuge sich doch, daß die Regierung das Bessere wolle und wünsche, und unter dem Schutze des Gesetzes werde er dann um so unerschrockener für die Sache der öffentlichen Wohlfahrt sprechen. Dieß allein schon sei ein köstlicher Gewinn.

Auf die Bemerkung, daß die Tapferkeit an sich noch keine wahre Größe begründe, und daß alles auf die Sache ankomme, für welche gestritten werde, erfolgte die Gegenäußerung, es könne der Heldenmuth, den die Eidgenossen

im Auslande bewiesen, ihren Nachkommen als Beispiel eben so nützlich werden, als ihre Tapferkeit im Kampfe für das Vaterland.

Ueber den Kriegszug der Urner und Graubündner nach Bellinzona wurde geäußert, es sei beispiellos in der Geschichte, daß ein so kleiner Haufe, wie derjenige der Soldansprecher war, es gewagt habe, der Macht eines Königreiches Trotz zu bieten; aber es verrathe, so rechtswidrig auch die Besitznahme Bellinzona's scheine, dennoch ein löbliches Rechtsgefühl, daß die Soldforderer nicht durch Stiftung innerer Unruhen, sondern auf feindlichem Gebiete zu dem Ihrigen zu kommen suchten.

Die Erwähnung der schlimmen Händel, in welche die Tagsatzung im obgedachten Zeitraume durch ihre Parteilichkeit für auswärtige Fürsten verwickelt wurde, veranlaßte die Bemerkung, es habe das Theilnehmen an ausländischen Zwistigkeiten und das Streben nach fremden Gunstbezeugungen, von welcher Art sie auch sein mochten, dem Vaterlande von jeher Schaden gebracht, und nicht die Regierungen allein, auch die Einzelnen sollten sich hüten, für fremde Sachen allzu leidenschaftlich Partei zu ergreifen. Damit sei nicht gesagt, daß man sich jedes Urtheils über auswärtige Ereignisse gänzlich enthalten müsse. Nur die Thätigkeit müsse zunächst eine vaterländische Richtung nehmen.

Als die Entschlossenheit und Selbstständigkeit unserer Vorfahren im Benehmen gegen auswärtige Geschäftsführer als eine Tugend angeführt wurde, die in unserm Zeitalter selten geworden sei, erfolgte dagegen die Aeußerung, es habe sich seit 400 Jahren die Stellung der Machthaber und ihr Verhältniß zu der Schweiz, so wie auch überhaupt das Gesandtschaftswesen dergestalt verändert, daß das Benehmen gegen die fremden Botschafter unmöglich mehr dasselbe sein könne, wie ehedem. Gleichwohl weise auch die neueste Geschichte mehr als Ein Beispiel auf, wo die Tagsatzung ungerechte Zumuthungen des Auslandes mit Entschlossenheit von sich gewiesen habe.

Der Grundsatz des venezianischen Senats, seine Heerführer an bestimmte Operationspläne zu binden, wurde mehrseitig besprochen. Die Aeußerung, daß diese namentlich in monarchischen Staaten hergebrachte Uebung auf den Ausgang des Krieges oft eine sehr nachtheilige Wirkung habe, wurde damit beantwortet, daß es schwer sei, im Allgemeinen zu entscheiden, ob es räthlich oder zweckwidrig sei, dem Feldherrn Vorschriften für seine Unternehmungen zu geben. Das meiste hange dabei ab von seinen Eigenschaften. Je öfter derselbe Proben von seiner Geistesgegenwart und Einsicht abgelegt habe, desto weniger sei seine Thätigkeit zu beschränken; aber nicht unbedingt dürfe man

demjenigen das Schicksal der Schlachten anvertrauen, der die Führung eines Heeres zum ersten Male übernehme.

Nachdem die Frage war aufgeworfen worden, ob es nicht zweckmäßiger wäre, die höchst beträchtlichen Ausgaben für unser vaterländisches Artillerie- und Befestigungswesen zum Theil auf Vertheidigungsmittel zu verwenden, die besser auf unser Terrain und auf unsern Volkscharakter berechnet wären, erfolgte dagegen die Bemerkung, daß der Mangel an grobem Geschütz schon ehedem gefühlt wurde, erhelle deutlich aus den wiederholten Bitten der Eidgenossen an ihre Verbündeten, sie damit zu unterstützen, es könne sonach auch über die dermalige Nützlichkeit dieser Waffenart kein Zweifel obwalten, und was die Festungswerke anbelange, so wäre es eher dienlich, die Zahl derselben zu vermehren, als sie zu vermindern; zumal auf der Grenzlinie würde die künstliche Befestigung wichtiger Vertheidigungspunkte unfehlbar von Nutzen sein.

Maximilian's erfolgloser Kriegszug gegen Venedig veranlaßte die Aeußerung, das Schicksal der mindermächtigen Staaten sei vordem im Ganzen glücklicher, als heut zu Tage gewesen, weil es seit Einführung der stehenden Truppen und des Systems der öffentlichen Darleihen weit leichter geworden sei, Geld und eine starke Waffenmacht aufzubringen, und mancher Gewalthaber, dessen Vorfahren kaum 20,000 Mann für einen Winter in's Feld zu stellen

vermochten, gegenwärtig eine Kriegsmacht von zehnfacher Stärke besolde, mit welcher er jeden Augenblick seinen schwächeren Nachbar überwältigen könne.

Wir gehen zu den Vorlesungen über, mit welchen Herr Professor Escher (unser sehr verehrtes Präsidium) in drei Sitzungen die Gesellschaft unterhielt und welche die Fortsetzung und den Schluß einer schon aus dem letzten Jahresbericht bekannten, mit gründlicher Sachkenntniß bearbeiteten Darstellung der bürgerlichen Unruhen in Basel vom letzten Decennium des siebenzehnten Jahrhunderts ausmachen.

Aus den Betrachtungen, die dadurch veranlaßt wurden, heben wir Folgendes heraus.

Der unglückliche Ausgang des Unternehmens der Unruhestifter zeige klar, wie bedenklich es sei, in kleinen Staaten selbst gegen eine anerkannt ungerechte Regierung als Partheiführer aufzutreten. Die Gemeingesinnten seien zu zahlreich und für das Schlechte leicht zu gewinnen. Der Einfluß der Verwandtschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse verhindern da, wo sich alles so nahe sei, um so mehr das Emporkommen des Bessern. Dienst du mir heute, so dien' ich dir morgen, höre man immer von Neuem verlauten, und über dem gegenseitigen Dienen gehe die Gerechtigkeit und Tugend unter. Unter solchen Umständen und Umgebungen könne sich denn auch der Charakter nie in's

wahrhaft Kräftige und Große ausbilden, welches in einem großen Staate viel leichter geschehe.

Dagegen wurde bemerkt: Große Gesinnungen, aus welchen die großen Entschlüsse und Thaten hervorgehen, lassen sich in kleinern und größern Staaten mit gleich glücklichem Erfolg entwickeln. Aber wahr ist es, daß die Mittel, solche Gesinnungen zu pflanzen, in kleinen Staaten öfters vernachlässigt werden. Diese Entwicklungsmittel bieten sich dar im Unterricht, in der Belehrung aller Stände über Sachen des öffentlichen Wohles durch zweckmäßig und harmlos geschriebene Nazionalblätter, in der Hinlenkung des Umganglebens und des gesellschaftlichen Ideentausches auf das Heilige und Schöne und Gute, in der Herstellung verschwundener Frömmigkeit und Gottesfurcht, und freilich nicht in so manchen Einrichtungen, die man heut zu Tage für wesentlich hält, während sie nur den Geschmack am Geringfügigen nähren und fortpflanzen.

Ueber Familienregierung wurde gesagt: Die Herrschaft einer oder mehrerer ausschließlich regierender Familien habe an und für sich weder etwas Verwerfliches noch Ungerechtes und es lasse sich gar leicht ein Staat denken, der unter einer solchen Familienherrschaft glücklich sei.

Hiergegen wurde erinnert: Dieß Letztere müsse man zwar zugeben, aber eben so wenig könne man es leugnen, daß sowohl der fortwährende Machtbesitz, als insbesondere

das Herkommen, die Verdienste der Väter auch in minder-tüchtigen Söhnen mit öffentlichen Stellen zu belohnen, zuletzt doch mit unverkennbaren Nachtheilen für das Gemeinwesen begleitet sei, weßhalb die Klugheit gebiete, sich gleich anfangs gegen die Gefahren des Familienregiments durch zweckdienliche Gesetze zu schützen.

Ueber den Antheil der Schriftsteller an Revoluzionen wurde geäußert, daß derselbe in der Regel sehr unbedeutend sei, und daß es z. B. irrig wäre, den Ausbruch der französischen Revoluzion einem Voltaire, Rousseau, Raynal zuschreiben zu wollen. Vom Schreiben und Lesen zum Handeln sei der Weg viel weiter, als man gemeiniglich glaube. Jede Revoluzion habe ihre mittelbaren und ihre unmittelbaren Entstehungsgründe. Jene müsse man oft in der entferntesten Vergangenheit suchen. Diese vollenden nur, was längst schon vorbereitet war. Wer daher eine Revoluzion richtig beurtheilen wolle, müsse genau mit Allem bekannt sein, was derselben vorangegangen sei.

Unter'm 11. April las Herr Sensal Pestalutz der Gesellschaft die selbstbearbeitete Uebersetzung eines durch den Sekretär der im Jahr 1515 von der Republik Venedig zur Begrüßung Franz I. nach Mailand abgeschickten vier Redner an einen venezianischen Edelmann gerichteten, vom 1. Juli 1520 datirten, und erst im Jahr 1819 nebst drei andern ungedruckten Schriften aus dem sechszehnten Jahr-

hundert zu Mailand im Drucke erschienenen Briefes vor, der über Alles, was in den Jahren 1515—1520 in Oberitalien sich Denkwürdiges zutrug, so wie auch über mehrere geschichtlich berühmte Personen der damaligen Zeit, interessante Urtheile und Aufschlüsse enthält.

Aus den Betrachtungen verdienen folgende angeführt zu werden.

Es sei schwer, zu entscheiden, ob der Brief amtlich sei oder nicht. Für das Letztere spreche der Umstand, daß die Schilderung einen Zeitraum von mehreren Jahren umfasse, während sonst nur die zunächstliegenden Ereignisse den Inhalt solcher amtlichen Berichtschreiben ausmachen. Die Charakterzeichnung regierender Personen und bedeutender Staatsmänner sei noch heut zu Tage dasjenige, worauf die diplomatischen Berichterstatter ganz besondern Fleiß verwenden, und sobald irgend eine neue Person am politischen Horizont auftrete, so beeilen sich auch die diplomatischen Federn mit mehr oder weniger Glück sie psychologisch zu signalisiren. Daß der Brief nicht an den Senat, sondern an einen Einzelnen gerichtet sei, beweise noch nichts für seine Nichtamtlichkeit; auch die Tagsatzungsberichte pflege der Verfasser nicht an die Regierung, sondern an den Staatsschreiber zu stellen, wodurch die Sprache an Lebendigkeit und die Relazion an Vollständigkeit gewinne.

Als Urheber des Einfalles, den Kaiser Maximilian durch Vorspiegelung verrätherischer Entwürfe in Furcht zu setzen und ihn dadurch um so leichter zur Abzahlung des rückständigen Soldes an die Eidgenossen zu vermögen, wurde ebenderselbe Stapfer genannt, der auch Hauptmann der Schweizer in päpstlichem Dienste war. Nach der Erzählung eines französischen Geschichtschreibers hatte Stapfer den Kaiser um Mitternacht aus dem Schlafe geweckt. Nach Andern hätte er ihn bei Tage durch seine ungestüme Soldforderung dergestalt in Schrecken gesetzt, daß er darüber im Traume Erscheinungen gehabt habe. Der Brief, der dem Maximilian zur Einsicht vorgelegt wurde, soll von Albrecht von Stein herrühren, der hierüber mit dem Kaiser im Einverständniß war.

Unter'm 25. April ließ Junker Rathsherr Meyer der Gesellschaft eine Abhandlung über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse vorlesen.

Hierüber wurde wesentlich Folgendes geäußert: Die Gründe, aus welchen eine solche Vereinigung gewünscht werde, seien bei Vielen in der Vorstellung zu suchen, daß dadurch das christlich-religiöse Leben gehoben werden könne, bei den Meisten in einer gewissen Streitscheu und Bequemlichkeitsliebe. Es sei übrigens von Seite der Katholiken für diese Vereinigung nachdrücklicher als protestantischerseits gearbeitet worden. Zum Vorwande habe man die Tole-

ranz genommen, welche aber der Papist nur von dem Protestanten fordere, ohne sie auch seinerseits auszuüben. Die Schwierigkeit einer Vereinigung beider Kirchen liege übrigens hauptsächlich in der Verschiedenheit der Kirchenlehren, indem die katholische Kirche sich zu einem sichtbaren, die protestantische zu einem unsichtbaren Oberhaupte bekenne; indem hier der Glaube freigegeben, dort durch menschliche Autorität geboten sei. Gegen die Nützlichkeit einer Vereinigung wurde eingewendet, daß die Wissenschaft überhaupt und insbesondere die Religionswissenschaft viel darunter leiden würde. Denn eben das Fortbestehen entgegengesetzter Ansichten, eben der fortdauernde Meinungskampf trage das meiste dazu bei, das Wahre vom Falschen zu söndern und jenem zum Siege zu verhelfen. Daher habe auch die Reformazion der wissenschaftlichen Forschung eine so gründliche Richtung gegeben.

Daß es die Katholiken mit ihrer Duldung nicht ernstlich meinen, dieß zeige am deutlichsten bie Unduldsamkeit, mit welcher man in den meisten katholischen Staaten die Protestanten behandle, während Letztere sich im Ganzen gegen die Katholiken weit duldsamer erweisen.

Unter'm 6. Juni theilte Herr Professor Hottinger der Gesellschaft ein Bruchstück seiner Fortsetzung der Landesgeschichte aus dem zweiten und dritten Decennium des sechszehnten Jahrhunderts mit, hauptsächlich den Zug der

Eidgenossen in's Würtembergische und die Unterhandlungen sowohl der Tagsatzung als auch einzelner Stände mit Herzog Ulrich betreffend.

Bei Erwähnung der würtembergischen Ausgewanderten und der Humanität, welche die Tagsatzung gegen sie bewies, wurde die Strenge, zu welcher man sich neulich gegen politisch verfolgte Ausländer habe verleiten lassen, mit der Milde, die ihnen ehedem widerfahren sei, in Gegensatz gebracht und dabei bemerkt, daß sich Jedem von selbst die Ueberzeugung aufdringen müsse, es sei unser Vaterland so recht eigentlich zu einer Zufluchtsstätte für Verfolgte bestimmt und es zeuge von bedenklicher Ergebung in den Willen der auswärtigen Botschafter, wenn selbst solche Stände, die dem Range nach die ersten sind, sich zur Wegweisung oder gar zur Auslieferung solcher Flüchtlinge bereden lassen.

Hiergegen wurde bemerkt: Da die innere Landespolizei den einzelnen Ständen zustehe, so könne die Tagsatzung hinsichtlich fremder Ausgewanderter, die in der Schweiz ein Asyl suchen, keinen allgemein verbindlichen Beschluß fassen. In der That zeige auch die neueste Erfahrung, daß der eine Kanton, je nach seiner Lage und Stellung, solche Fremdlinge gastfreundlich aufnehme, während ein anderer sie fortweise, so daß also die Ansichten der Regierungen über die Duldung derselben sehr verschieden

seien und die Ausgewanderten immer Hoffnung hätten, hier oder dort Schutz zu finden.

Ein Ausspruch, welchen Herzog Ulrich vor der Tagsatzung that, daß es nämlich schlimm für die Schweiz wäre, wenn Würtemberg östreichisch werden würde, führte auf die Bemerkung, es sei in der That nichts so gefährlich für unsere Unabhängigkeit, als das mehrseitige Umschlossensein von einem einzigen übermächtigen nnd willkürlich regierten Staate, wie denn auch gerade jetzt noch das Uebergewicht des östreichischen Länderkolossen, der uns von zwei Seiten begrenze, hart genug auf uns drücke. Auch die Geschichte lehre, daß der Höhepunkt der eidgenössischen Größe und Selbstständigkeit gerade in die Zeit falle, wo mehrere kleine Fürsten unsere Grenzumgebung bildeten.

Ueber historische Darstellung wurde geäußert, sie gewinne unendlich an Reiz und Leben, wenn der Geschichtschreiber dasjenige schildere, was er selbst gesehen, erfahren, beobachtet, gethan und durchgelebt habe; das eben sei es, was die Werke der Alten so anziehend und lehrreich mache. Sei man genöthigt, den Stoff nach trockenen Quellen zu bearbeiten, so sei es zwar schwierig, aber doppelt verdienstvoll, zwischen dürrer Weitschweifigkeit und gekünsteltem, die Sachen entstellendem Rednerschmucke die glückliche Mitte zu treffen. Jener Pragmatismus übrigens, der die griechischen und römischen Historiker auszeichne, lasse sich am

schnellsten durch Selbstthätigkeit im öffentlichen Leben, durch eigene Geschäftsführung und vielseitige Beobachtung der Menschen und Völker auf Reisen gewinnen.

Hierauf wurde entgegnet: Es sei nicht Jedem das Glück gegönnt, welches den Alten zu Theil wurde, an den Thaten einer großen Zeit selbst Theil zu nehmen; deßhalb aber dürfe derjenige, der sich zum Geschichtschreiber berufen fühle, keineswegs unthätig bleiben. Mancher lebe auch nicht lange genug, um von den Ereignissen seiner Zeit eine würdige Darstellung hinterlassen zu können, und überdieß gestatte die Pflicht, gewisse noch lebende Personen zu schonen, die gleichzeitige Bekanntmachung einer solchen Zeitgeschichte nicht, wodurch denn ein wesentliches Ermunterungsmittel wegfalle. Die Bearbeitung der Geschichte aus Chroniken habe übrigens auch einen Vortheil vor der Geschichtschreibung nach dem Leben, daß nämlich bei jener weniger Parteilichkeit als bei dieser mitunterlaufe.

Unter'm 20. Juni verlas der Aktuar der Gesellschaft eine Abhandlung zum Andenken des Bürgermeisters von Watt vor, worin dessen Verdienste um Staat, Kirche und Wissenschaft in Kürze geschildert und sonach aus den durch Herrn Professor Fels in St. Gallen bearbeiteten Excerpten der Vadianischen Manuskripte mehrere die Landesgeschichte betreffende Auszüge mitgetheilt werden.

Betrachtungen wurden dabei wesentlich folgende angestellt: Wenn die weise Mäßigung eines Vadianus und Melanchthon Beifall verdiene, so müsse man auch dem glühenden Eifer eines Luther und Zwingli gehörige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eben diesen Feuereifer bedürfe es, um in entscheidenden Momenten den Ausschlag zu geben. Aber gut sei es, wenn solchen Kraftmännern ein besonnener Freund zur Seite stehe, der sie leite und von Mißschritten zurückhalte.

Wenn Vadianus Zwingli's Aufbruch nach Kappel allzu rasch nenne, so lasse sich diese Mißbilligung an einem Manne leicht erklären, welchem als Staatsmann und Bürgermeister die hauptsächlich in kleinen Republiken so höchst nöthige Umsicht und Bedenksamkeit gewissermaßen zur zweiten Natur geworden sei. Aus ganz andern Beweggründen aber habe Zwingli als Stifter und Schöpfer einer Lehre handeln müssen, die nicht allein seiner Vaterstadt, sondern der Welt angehörte. Hätte er auch nur einen Augenblick gezaudert, die Seinigen in's Feld zu führen, so würden seine Gegner, deren es sehr viele ganz in seiner Nähe gab, Zeit gewonnen haben, sich zu verstärken und Einfluß zu erlangen. Ueberdieß wäre den Anhängern der neuen Lehre auf der Landschaft der Muth gesunken, wenn man nicht sogleich zu ihrer Hülfe herbeigeeilt wäre. Auch die freien Aemter könnten unmöglich

Preis gegeben werden. Die Raschheit, mit welcher Zwingli in's Feld rückte, verdiene daher keinen Tadel, wohl aber müsse man es bedauern, daß die Reformirten nicht sogleich nach ihrer Ankunft in Kappel zum Angriff geführt worden seien. Diese Beschleunigung des Angriffs hätte vielleicht der Schlacht eine günstige Wendung gegeben und Viele im feindlichen Heere, die der Reformazionssache im Stillen zugethan waren, gleich anfangs zum Entschluß gebracht, überzutreten. Uebrigens habe der Heldenmuth, welchen das zürcherische Heer auf dem Schlachtfeld bewies, selbst den Siegern Achtung für die Ueberwundenen abgenöthigt und Zwingli's großherzige Hingebung seiner Lehre auf's Neue emporgeholfen.

Ueber Vadianus wurde noch beigefügt, er sei in der That einer der größten Eidgenossen gewesen. Für die Sache des Lichts und der Wahrheit habe er auf's Vielseitigste mit allen Waffen gewirkt, die er zu führen verstand, und an seinem Beispiel könne man lernen, mit welchem Erfolg auch Nichttheologen in Sachen der Kirche arbeiten können, wenn es ihnen weder an religiösem Sinn noch an den erforderlichen Kenntnissen gebreche.

Unter'm 19. September las Herr Professor Escher eine Abhandlung vor, in welcher die fruchtlose Vermittelung der Eidgenossen zwischen der Stadt Basel und ihren drei Aemtern Waldenburg, Homburg und Varnspurg in den

Jahren 1591 — 1593 und ferner die Beendigung dieser Unruhen durch den sogenannten Rappenkrieg im Jahr 1594 aus den Quellen beleuchtet werden.

Hierüber wurde unter anderm geäußert: Hätte der Rath von Basel gleich anfangs die Landleute von der Dringlichkeit der Auflagen, mit welchen er sie belegen wollte, und von ihrer Pflichtigkeit, solche zu entrichten, durch kluge Vorstellungen zu überzeugen gesucht, hätte er sie durch seine Abgeordneten, wie dieß in früherer Zeit öfters geschah, von den Besteuerungsgründen unterrichten lassen, so würden wahrscheinlich die nachherigen Unruhen entweder gänzlich unterblieben oder doch minder bedeutend geworden sein. Daß aber solche Klugheitsregeln hintangesetzt wurden, dieß habe man vorzüglich dem damals herrschend gewordenen Regierungsgrundsatz zuzuschreiben, daß die Unterthanen nur um der Obrigkeit willen da seien. Nicht minder einsichtslos habe der Rath auch daran gehandelt, daß er die Aemter zu gleicher Zeit mit dreierlei Steuern belegt, worunter die ungewöhnliche Herabsetzung der Weinmaße, in Begleitung einer Umgeldserhöhung das Landvolk ganz besonders aufbringen mußte. Die Mißvergnügten hatten ihrerseits freilich strafbaren Trotz darin gezeigt, daß sie den im Oktober 1591 unter eidgenössischer Vermittelung gegen die Stadt eingegangenen Vergleich auf der Landsgemeinde zu Sissach neuerdings verwarfen, nach-

dem sie inne geworden waren, daß die Ansichten der Stände in ihrer Sache getheilt seien. Aus der Beendigung des Aufruhrs durch Andreas Ryff in dem sogeheißenen Rappenkrieg könne man die Lehre ziehen, daß Entschlossenheit mit Mäßigung und kluger Nachgiebigkeit gepaart, den obrigkeitlichen Befehlshaber in bürgerlichen Unruhen vielleicht minder schnell, aber weit sicherer zum Zwecke führen, als unzeitige Gewaltübung.

Ueber den ebengedachten Ryff wurde noch beigefügt: Es liege in seiner Persönlichkeit etwas wirklich Verdienst- und Charaktervolles, was man sonst bei den Meisten vermisse, welche sowohl in der Geschichte dieser Unruhen, als auch jener früher zur Sprache gekommenen Irrungen zwischen dem Magistrat von Basel und der Stadtbürgerschaft als mithandelnd auftreten, und er habe als Anführer einer Waffenmacht, welcher die Mißvergnügten um Vieles überlegen waren, so viel Unerschrockenheit und Geistesgegenwart bei solcher Leutseligkeit und Ueberredungsgabe gezeigt, daß ohne sein Dazwischenkommen die Unterwerfung und Begütigung der Unruhestifter schwerlich zu Stande gekommen wäre.

Ueber die Umgeldsabgabe wurde bemerkt, daß sie an und für sich als unter die Klasse der indirekten Auflagen gehörig, eine der allerzweckmäßigsten sei, daß aber in der Beitreibungsart derselben für die Betheiligten allerdings

etwas Drückendes liege. Als Mittel, die Beziehung minder odios zu machen, wurde Folgendes angerathen: Man könnte es jedem Weinverkäufer frei stellen, das Quantum seines Verbrauchweins dem Bezüger nach Pflicht und Gewissen anzugeben, dabei aber alljährlich Einige durch's Loos zu bezeichnen, welche sich der Untersuchung ihrer Kellervorräthe unterziehen und im Verheimlichungsfall für die Uebrigen büßen müßten. Die auf solche Defraudationen zu setzende Strafe und die Furcht, vom Loose betroffen zu werden, würde zuverläßiger und minder kostspielig zum Zwecke führen, als die fortgesetzte Kontrollirung, wie sie z. B. in Frankreich durch die sogeheißenen, dort sehr verhaßten rats de cave bewerkstelligt wird.

Unter'm 3. Oktober theilte der Aktuar der Gesellschaft eine aus Semperre histoire des cortes de l'Espagne geschöpfte Entwickelung des Ursprungs und der Ausbildung der landständischen Verfassung von Kastilien und Arragon mit.

Es ergab sich aus den Untersuchungen des obgenannten Schriftstellers, daß der Ursprung der Kortes weder aus den altrömischen Municipalgerichten (conventus iuridici) noch aus den Volksversammlungen der gothisch-germanischen Zeit, sondern aus den sogeheißenen Concilien herzuleiten sei, von welchen die ersten im Jahr 1020 und 1050 nach Leon und Coyanca berufen wurden und bei welchen anfänglich nur die hohe Geistlichkeit und der Adel,

später aber, und zwar schon um's Jahr 1188 auch die Abgeordneten der Städte und Dorfgemeinen Sitz und Stimme erhielten. Sonach kamen die Städte durch Verbindungen gestärkt, in Spanien früher empor, als in andern Ländern, indem sie in Deutschland erst um's Jahr 1233 und um's Jahr 1295 in England an den Berathungen der Landstände Antheil nahmen. Um's Jahr 1284 errichteten die Städte von Kastilien und Leon unter sich, im Jahr 1315 mit Einschluß des Adels einen förmlichen Bund, dessen Hauptzweck Sicherstellung der Rechtspflege nach Anleitung der Landesgesetze gegen die Willkür der königlichen Beamteten war. Unter Ferdinand und Isabella sanken die Kortes zu einer Scheinversammlung herab. Länger behauptete sich ihr Ansehen in Arragon, wozu das Institut eines permanenten Ständeausschusses und dasjenige des Justizza vieles beitrug.

Unter den Betrachtungen heben wir folgende heraus: Die Vertragspunkte des kastilianischen Städtebundes verrathen ein sehr richtiges und feines Rechtsgefühl. An und für sich zwar lasse sich ein solcher Bund nicht rechtfertigen und die Frage, wann das Recht dazu eintrete, habe mehr spekulativen Werth als praktischen Nutzen. Die Geschichte lehre, daß solche Verbindungen nur dann entstehen, wenn der Fürst seine Pflicht vergißt, wenn die Nothwendigkeit eintritt, sich selbst Recht zu verschaffen und alle Mittel

fehlgeschlagen haben, auf gesetzlichem Wege dazu zu gelangen. Es verhalte sich damit eben so, wie mit dem Rechte der Einzelnen zur Nothwehr, wo kein anderes Rettungsmittel übrig bleibe. Alles Protestiren gegen ein Widerstandsrecht des Volks helfe nichts, wenn die äußerste Noth eintrete, indem sich dann jenes Rettungsmittel wie von selbst finde, zu welchem die Stifter unserer Eidgenossenschaft und die Begründer der niederländischen Freiheit ihre Zuflucht nahmen. Sei die Noth nicht dringend, so werden einzelne Aufwiegler nur wenig ausrichten, sobald die Mehrzahl der Bürger sich glücklich und zufrieden fühle. Empörungen Einzelner könne man leicht unterdrücken, ausgebreitete Verbindungen, die die Noth erzeuge, schwer verhüten. Vor Revoluzionen sichere nur der feste Wille der Regenten, mit der Zeit fortzuschreiten und den Bedürfnissen derselben abzuhelfen. Uebermuth und Gewalt mache das Uebel nur ärger und die Klugheit erfordere es vielmehr, Verbindungen gegen Willkür und Druck eine unschädliche Richtung zu geben. Offene Schutzbündnisse können bei der gegenwärtigen Staatsorganisation nicht mehr entstehen; desto größer und furchtbarer aber ist die Macht, die der weitverbreitete Bund aller Freunde des Rechts und der Wahrheit im Stillen ausübt.

Hierauf erfolgte die Gegenäußerung: Es fehle denn doch in der Geschichte auch nicht an Beispielen von Revo-

luzionen, deren Entstehung keineswegs dem Mißverhalten der Regenten, sondern dem frevelhaften Ehrgeiz irgend eines mächtigen Partheiführers und der Verdorbenheit und Schlechtigkeit der Regierten beizumessen sei; es könne somit nicht jede Staatserschütterung ohne Ausnahme als Wirkung der äußersten Noth angesehen werden.

Ueber die gegenwärtige Krisis in Spanien wurde bemerkt: es sei um so wahrscheinlicher, daß die Sache der Konstituzionellgesinnten doch zuletzt noch obsiegen werde, weil ihr Unternehmen sich an historische Erinnerungen knüpfe und die Völker gemeiniglich größere Begeisterung und Ausdauer zeigen, wenn es die Erwerbung eines Gutes gilt, in dessen Besitze einst schon die Vorfahren waren, als wenn sie für etwas Niegekanntes und nicht auf vaterländischem Boden Emporgereiftes in den Kampf geführt werden. Nun aber komme die neuspanische Verfassung in vielen Punkten mit der alten Gesetzgebung von Arragon und Kastilien überein, und es liege darin gewissermaßen viel Wohlhergebrachtes, insofern man dasjenige füglich so nennen könne, was aus einer glücklichen und ruhmvollen, wenn gleich nicht der allernächsten Vergangenheit herübergebracht sei.

Den Schluß der letztjährigen Vorlesungen machen die tiefgedachten Abhandlungen über Sinnenglaube und Geistesreligion, welche unser hochverehrtes Präsidium, Junker Rhr. Meyer, der Gesellschaft am 7. Novbr. und 5 Dcbr.

mittheilen ließ, und wobei die Sitzungen vom 14. Novbr. und 20. Dcbr. ausschließlich der Besprechung gewidmet waren.

Des Inhalts der Vorlesungen gedenken wir nicht weiter, da dieselben mit nächstem die Presse verlassen werden, und diese Gelegenheit, sich vieles Entfallene von Neuem in's Andenken zu bringen, gewiß von den Meisten aus uns benutzt werden wird.

Schon die Ueberschrift lehrt, daß darin allernächst von denjenigen Dingen die Rede war, die wir zu den heiligsten und erhabensten zählen und über welche es nur demjenigen möglich ist, sich klar und verständlich auszusprechen, dessen Nachdenken oft und gern im Reiche des Uebersinnlichen verweilt.

Aus der Diskussion verdienen folgende Lichtpunkte herausgehoben zu werden. Ueber Protestantismus wurde geäußert, daß sein Wesen und seine Grundlage ganz eigentlich in den Regeln einer gesunden Philosophie zu suchen sei, nach welcher in Sachen des Glaubens und Gewissens keine menschliche Autorität für ausschließlich geltend zu achten ist. Selbst die Bibel sei nur insofern als Quelle des göttlichen Wortes anzuerkennen, als zwar allerdings das Vorhandensein des göttlichen Wortes in der h. Schrift zugegeben, deßhalb aber nicht behauptet werde, daß Alles darin Enthaltene Wort Gottes im höchsten Sinne sei.

Das eben unterscheide den Protestanten von dem Katholiken, daß ersterer selbst in religiösen Dingen der Vernunft das Prüfungsrecht einräume, während der letztere sich blindlings der Autorität unterwerfe, daß jener stets weiter forsche, während dieser sich mit dem Gegebenen beruhige, daß jener eben die Vervollkommnungs- und Reinigungsfähigkeit der kirchlichen Grundlehren unter seine Glaubensartikel zähle, während dieser das einmal Angenommene für untrüglich halte.

Als hiergegen erinnert wurde, daß das Fortschreiten des Protestantismus doch seine Grenzen habe, daß man sich von den Grundlehren der Stifter unsers evangelischen Christenthums nicht entfernen dürfe und daß es bedenklich sei und zur Religionsgleichgültigkeit führe, der Vernunft das Prüfungsrecht in Glaubenssachen zuzugestehen, erfolgte nachstehende Gegenbetrachtung.

Es sei schwer, ja unmöglich zu bestimmen, durch welche Grenzen denn eigentlich der Protestant in seinen Fortschritten beschränkt werde und wenn man solche Grenzen anerkenne, so hätte man mit gleichem Recht schon die Reformatoren fragen können: Warum habt ihr es gewagt, neue Lehren aufzustellen? Seit der Zeit aber hätten die Kenntnisse, die das Bibelstudium erleichtern, an Umfang und Gründlichkeit dergestalt gewonnen, daß nothwendig auch die Grenzen der Forschung erweitert worden seien.

Man müsse also die Reformazion ja nicht für vollendet und abgeschlossen halten und nie vergessen, daß die Nachfolger der Kirchenverbesserer manche Rückschritte thaten, welche wir noch zu büßen haben, daß wir in vielen Lehrmeinungen nicht einmal so hoch stehen, als Zwingli stand, dessen Schriften manche Sätze enthalten, welche heut zu Tage vielseitige Anfechtung erfahren dürften. Wenn daher die h. Schrift als ausschließliche Regel des Lehrbegriffs anerkannt werde, so erwachse daraus noch keinerlei Verpflichtung für Späterlebende, die Bibelauslegung früherer Lehrer für die einzig richtige anzuerkennen.

Die Kirchenkonfession betreffend, so habe man sich darunter nichts anders, als eine Sammlung von Sätzen zu denken, welche eine Kirche aufstellt, um sich von einer andern zu unterscheiden. Sobald nun solche Sätze den Kirchgenossen als Glaube aufgedrungen werden, so heiße das dem Geiste der Reformazion untreu werden. Damit aber stehe gar nicht im Widerspruch die Forderung, welche man an den Kirchendiener mache, seine Lehre mit den kirchlich aufgestellten Sätzen in Einklang zu bringen. Entferne er sich davon, so mißbrauche er sein Amt, und öffentliche Angriffe auf solche Sätze seien strenge zu rügen. Nicht minder seien aber diejenigen zu tadeln, die den Glauben nach katholischer Vorstellungsart nur in einem blinden Staunen zu finden meinen. Mit dem kirchlichen Dogma

nun könne die Freiheit gar wohl bestehen, die die protestantische Kirche jedem Einzelnen bewilligt, nur dasjenige zu glauben, was er nach seiner Vernunft und seinem Gewissen in der h. Schrift finde. Unter Gewissenhaftigkeit sei hier zu verstehen, daß Keiner sich mit der Auslegung der h. Bücher befassen soll, ohne dafür die erforderlichen Kenntnisse zu besitzen. Jedem aber, der mit solchen Kenntnissen ausgerüstet und ohne Vorurtheil das Wahre sucht, soll das Auslegungsrecht der Urkunden des Christenthums ungeschmälert bleiben.

Diesem wurde noch beigefügt: Es sei immer mißlich, Vernunft und Offenbarung, oder Glaube und Vernunft in Gegensatz zu bringen, indem eine gläubige Vernunft und ein vernünftiger Glaube eigentlich Eines und dasselbe sei. Wer redlich und gewissenhaft in der h. Schrift Trost und Beruhigung über die heiligsten Wahrheiten suche und dasjenige, was nur für ein gegebenes Zeitalter paßt, von demjenigen, was für alle Zeiten passe, weislich zu unterscheiden wisse, der könne zugleich den Glauben bewahren und den Forderungen der Vernunft Genüge leisten.

Ein zweiter mehrseitig besprochener Punkt war das Sektenwesen.

Als Entstehungsgründe dieser Erscheinung wurden aufgezählt: Die Mystifikazionssucht und das Romanisiren unsers Zeitalters in geistlichen Dingen, der allgemein ver-

breitete Geschmack am Sinnlichen, an Tändeleien und Spielereien selbst in Religionssachen, der Mangel an Wachsamkeit und Thätigkeit bei einigen Seelsorgern, der Umstand, daß andere der Schwärmerei Vorschub leisten und endlich das Bestreben, sich auszuzeichnen.

Der Vorwurf, welchen die Katholiken dem Protestantismus machen, als ob darin zunächst die Ursache des Sektenwesens liege, wurde damit widerlegt, daß es auch in der katholischen Kirche von jeher Andersdenkende und Sönderlinge in Menge gegeben habe. Als bemerkt wurde, daß die protestantische Kirche bei Anerkennung der Glaubensfreiheit und des allgemeinen Duldungsprinzips mit sich selbst in Widerspruch gerathen würde, wenn sie den Sekten Zwang anthun wollte, so wurde dagegen erinnert, daß auch nie die Rede davon gewesen sei, den reformirten Lehrbegriff irgend einer Sekte mit Gewalt aufzunöthigen, und daß es sich nur darum handle, den Mißbräuchen vorzubeugen. Wenn die kirchliche Ordnung durch Errichtung von religiösen Vereinen gestört wird, die unter auswärtigen Obern stehen, wenn solche Versammlungen bis tief in die Nacht hinein fortdauern, wenn unbekannte und ungeweihte Proselytenmacher das Land durchziehen und die Unwissenden für ihre Irrlehren zu gewinnen und gegen rechtmäßig eingesetzte Kirchenlehrer einzunehmen trachten, so sind das alles Verirrungen, die man unmöglich dulden

kann. Somit wolle man nur dem gemeinschädlichen Umsichgreifen solchen Unwesens vorbeugen, ohne deßhalb der Glaubensfreiheit Gewalt anzuthun.

Als die Brüdergemeinden der Herrnhuter gegen den Vorwurf der Verbreitung von Ansichten, welche dem Protestantismus zuwiderlaufen, durch die Behauptung in Schutz genommen wurden, daß eben die Herstellung des ursprünglichen Christenthums und namentlich eines ächt evangelischen Wandels das Hauptziel ihrer Bestrebungen sei und in ihren stillen und geräuschlosen Andachtsübungen durchaus nichts Verwerfliches liege, wurde dagegen erinnert: es sei denn doch in ihren Andachtsschriften Manches zu finden, was von dem Lehrbegriff der reformirten Kirche gänzlich abweiche, z. B. bei Zinzendorf die Abendmahlslehre unter zwei Gestalten, nach Luther's Vorstellung. Nebstdem finde man auch bei ihnen Spuren von auswärtiger Leitung.

Ueber die in unserm Zeitalter vorherrschende Neigung zum Katholizismus und die Bekehrungsfälle der neuesten Zeit wurde geäußert, daß der Grund davon bei mehrern sonst verdienstvollen Gelehrten und Künstlern, theils in einer gewissen Geistesschwäche, theils in dem Bestreben zu suchen sei, sich einen ausgezeichneten Namen zu machen und bei den letzteren in dem wunderlichen Wahne, man könne es den großen Künstlern der Vorzeit nur dann gleich thun, wenn man sich auch zu ihrer Kirche bekenne, oder

wohl auch in einer gänzlichen Unwissenheit in Religionssachen. Da nun von Seite der Katholiken nichts versäumt werde, um solche Konvertiten in der ganzen katholischen Welt hochzupreisen, so habe schon dieß manchen ehrgeizigen Kopf zum Uebertritt verleitet.

Ueber die Schwächen einiger neuern protestantischen Geschichtschreiber wurde bemerkt, daß es ordentlich in ihrer Absicht zu liegen scheine, ihren Lesern für das Papstthum und für den Aberglauben Geschmack beizubringen, da doch dieses den Pflichten des Protestanten zuwiderlaufe. Wenn der Geschichtschreiber die Wundersagen des abergläubigen Mittelalters als etwas wirklich Geschehenes erzähle, so verrathe dieß einen Geist, der dem protestantischen Schriftsteller übel anstehe. Selbst die Worte könne man nicht immer in demselben Sinne wieder anwenden, in welchem sie vordem gebraucht wurden, und es diene nicht zur Entschuldigung, daß man dabei die Versetzung des Lesers in die Vergangenheit beabsichtige. Eine klare Darstellung der Ereignisse der Vorzeit in der Sprache der Mitzeit sei immer am besten geeignet, Belehrung über die Vergangenheit zu geben. Damit könne gar wohl die Erwähnung mirakulöser Ereignisse und außerordentlicher Naturerscheinungen bestehen, wenn sie für die Zeitgenossen Bedeutung hatten. Bei Livius sei es noch nicht ausgemacht, ob er die zahlreichen Prodigien, die wir in seiner Geschichte

aufgezählt finden, für wirklich geschehen oder für erdichtet gehalten habe; meistentheils setze er bei Erwähnung solcher Wunder ein ferunt oder dicitur hinzu; übrigens sei es seine Pflicht gewesen, wenigstens diejenigen Prodigien anzuführen, auf welche die alten Römer ihre Aufmerksamkeit insbesondere zu richten pflegten und welche sie mit dem Namen der öffentlichen belegten. Mit dem modernen Geschichtschreiber verhalte sich's anders. Dieser müsse sich hüten, die Ueberzeugung einer leichtgläubigen Vorzeit in solchen Fällen für seine eigene auszusprechen oder veraltete Grundsätze in seinen Mund zu nehmen.

Nicht geringern Tadel verdiene an mehrern modernen Geschichtschreibern die Ueberladung ihrer Werke mit blendendem Bilderschmuck, wodurch die beschriebene Sache verunstaltet werde und worunter auch nothwendig die Wahrheit leide. Zwar meinen viele dem Vortrag durch Bilder mehr Leben zu geben, aber es lasse sich auch ohne Bilderüberladung ein erweckender Vortrag denken; die Würde des Gegenstandes gebiete höchste Einfachheit, die Kunst bleibe nicht ausgeschlossen, nur müsse sie im Pragmatismus, in der Sachgemäßheit des Vortrages zunächst bestehen.

Der Vorwurf, den man dem Protestantismus macht, als sei dadurch die Kunstentwickelung gehindert worden, wurde für grundlos erklärt. Leugnen könne man zwar nicht, daß seit der Reformazion die Kirchenmalerei her=

untergekommen sei. Aber hierauf habe sich ja der Künstler nicht ausschließlich zu beschränken. Unerschöpflich sei das Feld, was vor ihm liege. Die Weltgeschichte biete ihm Stoff in Menge dar, und wenn der Geist und die Bildung zur glücklichen Auswahl und Bearbeitung dieses Stoffes nicht fehle, so gelte es gleich, Protestant oder Katholik zu sein. Innere Erwärmung und reine Begeisterung für das Heilige und Schöne schaffe überall Gedeihen und Reife.

Ueber Kirchenmalerei wurde geäußert: das Auszieren der Tempel mit Bildern und Gemälden habe an sich gewiß nichts Verwerfliches. Nur komme Alles darauf an, daß der Gegenstand des Bildes der Heiligkeit des Ortes angemessen, daß er sorgfältig und glücklich ausgeführt sei, und hierüber sei es fast unmöglich, strenge zu wachen. Leichter scheine es, der Ueberladung durch gewisse Beschränkungen zuvor zu kommen; dieß habe auch Luther gethan, der vor Mißbrauch warnte, ohne deßhalb alle Kirchenmalerei zu verbieten. Dagegen wurde erinnert: es sei einleuchtend, daß die ächte Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit weder der bildenden, noch der zeichnenden Kunst bedürfe. Anders verhalte es sich mit der Tonkunst, welche unter allen Künsten am meisten geeignet sei, den Geist für das Uebersinnliche zu stimmen. Freilich könne nur eine einfache und erhabene Musik diese Wirkung hervorbringen

und alles Weltliche, Luxuriöse müsse sorgfältig vermieden werden. Auch für das Auge sei ein prunkloser Tempel ein erhabenerer Anblick, als ein mit Gemälden und Bildwerken überladenes Gotteshaus. Damit übereinstimmend wurde auch das Dilemma aufgestellt: Entweder bleiben die Kirchenbilder unbeachtet, dann sind sie entbehrlich, oder man beachtet sie, dann nähren sie die Zerstreuung, was dem Zwecke des Gottesdienstes zuwider läuft. Folglich ist nicht abzusehen, wozu sie dienen sollen.

Ueber die Inquisizion wurde geäußert, daß es doch zu arg wäre, alle Gräuel derselben auf Rechnung des Katholizismus bringen zu wollen. Namentlich in Spanien verdanke die Inquisizionsanstalt ihre Entstehung keineswegs einem päpstlichen Befehle, sondern der Habsucht der inländischen Priesterschaft, welche die christlich gewordenen, aber heimlich dem mosaischen Glauben ergebenen Juden, im Jahr **1481**, um sich durch Beschlagnahme ihrer Güter zu bereichern, der schrecklichsten Verfolgung Preis gab. Freilich habe der Papst zur Errichtung des Instituts die verlangte Zustimmung gegeben und somit bleibe er nicht vorwurfsfrei; die nachmaligen Gewaltschritte der Inquisizion aber, die Verfolgung und Mißhandlung mehrerer hochverdienter Bischöfe haben später lebende Päpste mißbilligt und die Verfolgten in Schutz genommen.

* *
*

Aus dieser unvollständigen Uebersicht werden Sie sich, Herr Präsident, verehrteste Herren, überzeugt haben, daß unsere Diskussionen immer mehr an Gediegenheit und Reichhaltigkeit gewinnen. Zwar ist mancher Punkt von den neulich besprochenen auch schon früher zur Sprache gekommen. Es gibt aber Wahrheiten und Lehren von solcher Wichtigkeit, daß sie nicht oft genug besprochen, nicht oft genug erörtert werden können. Ueberdieß ist mit jeder neuen Erörterung zugleich das Bestreben begleitet, tiefer in die Sache einzudringen und auch diejenigen Seiten zu beleuchten, die bis jetzt noch im Dunkel lagen. Es liegt so viel Zufälliges in dem Gang einer freien Besprechung, wie sie in unserm Kreise statt findet, daß eben derselbe Besprechungsgegenstand heute auf Betrachtungen führen kann, auf welche er früher nicht führte und wodurch wiederum Gedanken veranlaßt werden, die noch niemals ausgesprochen worden sind. Auch der Vortrag gewinnt um so mehr an Klarheit und Deutlichkeit, je öfter sich das Nachdenken an eben derselben Materie übt. Gründe genug, warum wir, sobald es Gegenstände von Wichtigkeit betrifft, das öftere Besprechen derselben in hohem Grade zweckmäßig finden müssen.

II.

Vom 9. Januar bis zum 10. December 1822.

Der Jahresbericht, den ich Ihnen, Herr Präsident, verehrteste Herren, vorzulegen habe, umfaßt den Zeitraum vom 9. Januar bis zum 10. December des abgewichenen Jahres. Während dieser Zeit sind von 8 Mitgliedern in 16 Sitzungen 11 Vorlesungen gehalten worden. Die Gesellschaft hat sich um 8 neue Mitglieder vermehrt, so daß die Gesammtzahl derselben gegenwärtig auf 113 Personen ansteigt.

Unter den Vorlesenden trat zum ersten Mal auf Herr Pfarrer Schultheß.

Der Grundsatz, der mich bei Abfassung dieser Arbeit geleitet hat, ist ebenderselbe, von welchem ich schon früher ausgegangen bin. Es sind nämlich nicht so fast die Vorlesungen selbst, als die darüber angestellten Betrachtungen, deren Inhalt den Stoff des gegenwärtigen Berichtes ausmacht. Dabei mußte natürlich insbesondere auf solche Erörterungen und Bemerkungen Rücksicht genommen werden, welche in frühern Jahresberichten oder in den Sitzungsprotokollen, worauf sich jene gründen, noch nicht enthalten sind, da sonst der Berichterstatter in unschickliche Wieder-

holungen hätte verfallen müssen. Ich werde es mir demnach zur Pflicht machen, diejenigen Punkte besonders herauszuheben, die in den Sitzungen des abgeflossenen Jahres zum ersten Mal zur Sprache gekommen sind, und alles dasjenige mit Stillschweigen zu übergehen, was schon vor diesem mehr oder weniger ausführlich verhandelt worden ist. Eben diese Regel habe ich zum Theil auch bei Führung des Protokolls in der Art befolgt, daß ich Bemerkungen, die ich schon früher zu Papier gebracht fand, nur dannzumal neuerdings wieder eintrug, wenn sie entweder mit größerer Klarheit und Ausführlichkeit oder mit besser gewählten Ausdrücken als früher vorgetragen wurden. Und daß dieses wirklich geschehen sei, daß mancher bei der ersten Erörterung dunkel gebliebene Punkt durch nachfolgende Besprechungen aufgehellt ward, davon habe ich mich bei meinen Verrichtungen öfters zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Ist es doch eben erst das wiederholte Nachdenken und die unablässig fortgesetzte Uebung im öffentlichen Sprechen, wodurch man zu der Fähigkeit gelangt, seine Gedanken klar und deutlich auszusprechen. Die Feder des Schreibenden aber folgt so leicht und gerne dem Wort des Redenden nach, wenn auch die Rede klar und bestimmt und wohlgeordnet ist; wogegen alles Unverständliche und dunkel Ausgesprochene sich nur mit unsäglicher Mühe zu Papier bringen läßt.

Die Kunst, faßlich zu sprechen, ist daher diejenige, welche sich der Geschäftsmann vor allen andern zu eigen machen soll. Wer faßlich sprechen will, muß zuerst richtig denken, aber Mancher denkt richtig und spricht gleichwohl unverständlich, weil es ihm überhaupt an Gelegenheit fehlt, aus dem Stegreif zu sprechen. Diese Gelegenheit nun bietet sich in unserer Gesellschaft häufig dar und dennoch wird sie nicht so häufig benutzt, als es zu wünschen und zu erwarten wäre und eben diejenigen, die noch am meisten in der Kunst, öffentlich zu sprechen, zurück sind, nehmen am allerwenigsten an unsern Diskussionen thätigen Antheil. Dieß muß für die Zukunft besorgen lassen, daß die Anzahl der Sprechenden wie bisher sehr gering bleiben und die Gesellschaft zuletzt größtentheils aus lauter Hörern bestehen wird. Auf solche Art würde der Hauptzweck der Stiftung unserer Gesellschaft völlig unerreicht bleiben. Dieser Zweck ist Beförderung der Brauchbarkeit für das Vaterland. Wird nun aber wohl derjenige, der sich scheut, vor Vielen unvorbereitet zu sprechen, jemals in öffentlichen Geschäften brauchbar werden? Gewiß nicht, bis er diese Scheu überwunden hat. Und darum bekämpfe Jeder auch von den Jüngern aus uns, so oft er im Laufe der Diskussion irgend einen guten Gedanken in sich aufsteigen fühlt und eine innere Stimme ihn mahnt, diesen Gedanken laut werden zu lassen, solche unseligen Anwandlungen der

Furcht und des Zagens und wage muthig den ersten Versuch, den auch der vollendete Redner ein Mal, glücklich oder unglücklich, bestanden haben muß, und lasse sich durch das Mißlingen des ersten Versuches nicht abschrecken, sondern nur aufmuntern, den zweiten zu wagen. Die Geistesgegenwart und Furchtlosigkeit in entscheidenden Augenblicken wurde von den Weisen des Alterthums für die schönste Zierde des Mannes im öffentlichen Leben geachtet. Audentes Deus iuvat, hieß es bei den Römern und schon bei Vater Homeros: θαρσαλέος γὰρ ἀνὴρ ἐν πᾶσιν ἀμείνων ἔργοισι τελέθει. „Jegliches Werk gelingt am besten dem Manne, der Muth faßt." Es versteht sich von selbst, daß ich hier nicht etwa den Lobredner jener tollen Dreistigkeit machen will, welche man am allermeisten bei unbesonnenen Schwätzern findet und welche Sirach in folgenden Worten so treffend bezeichnet: Die unnützen Wäscher plaudern, das nichts zur Sache dient; die Weisen aber wägen ihre Worte mit der Goldwage.

Oder sind etwa die Abhandlungen, welche in diesem Saale vorgelesen werden, und unsere Verhandlungen überhaupt so übergelehrt, daß nur Männer von Fach und von wissenschaftlicher Reife es wagen dürften, ihr Urtheil darüber laut werden zu lassen? Dieß wird doch Niemand im Ernst behaupten wollen. Es sind ja keine metaphysischen Untersuchungen, sondern meistentheils geschichtliche und

allgemein faßliche Thatsachen, womit wir uns am alleröftersten beschäftigen, und die theologischen Erörterungen, wegen welcher über unsern Verein so mancherlei wunderliche Nachreden ausgestreut worden sind, füllen kaum einen halben Bogen unsers vorjährigen 42 Bogen haltenden Protokolls aus. Zudem nimmt der Gang unserer Diskussion gemeiniglich eine so vielseitige Richtung, daß früher oder später jeder Einzelne den Gegenstand berührt findet, der ihn besonders interessirt, und worüber er vielleicht besser und gründlicher als Andere Bescheid weiß. Endlich sind ja nach dem §. 5 unserer Statuten auch solche Unterhaltungen nicht ausgeschlossen, welche durch Aufstellung eines beliebigen Thema, durch aufgeworfene Fragen mündlich eingeleitet werden, und vielleicht würde es zur Abwechslung recht zweckdienlich sein, von Zeit zu Zeit solcherlei Fragen aufzuwerfen und sie dergestalt einzurichten, daß es Keinem aus uns schwer fallen würde, ein Wort dabei mitzusprechen. Der reichhaltige Stoff von weitwendigen Vorlesungen gibt meistentheils so viel zu denken und in's Gedächtniß zu fassen, daß man oft bei der Anfrage in Verlegenheit geräth, welchen Punkt man zuerst und welchen zuletzt herausheben wolle, und eben deßhalb es vorzieht, ein gänzliches Stillschweigen zu beobachten.

Bei Einigen mag das Stillschweigen oder wohl auch das gänzliche Wegbleiben aus unseren Sitzungen vielleicht

davon herrühren, daß sie denken, wir sind nicht Willens, uns jemals mit öffentlichen Geschäften zu befassen und fühlen somit auch das Bedürfniß nicht, öffentlich zu sprechen. Diese mögen erwägen, daß man nirgends so sehr, als eben bei Versuchen, wie sie in unserer Gesellschaft vorkommen, die Geschicklichkeit sich zu eigen macht, in wohlgeordneten und schicklichen Ausdrücken, sine studio et ira zu sprechen, daß aber der Besitz dieser Geschicklichkeit, auch abgesehen vom öffentlichen Geschäftsleben, auf welches übrigens jeder Angehörige einer Republik sich gefaßt machen soll, in jedem Berufe und insbesondere im gesellschaftlichen Umgang, als etwas Köstliches und wahrhaft Erstrebungswürdiges zu betrachten ist. Bei Trink- und Rauchgelagen, wo Viele zugleich sprechen, und der lauteste Sprecher den größten Effekt macht, gewöhnt man sich an eine gewisse ungeregelte Sprechlicenz, die sich in höheren Gesellschafts- oder gar in Kollegialverhältnissen, gewaltig rauh ausnimmt. Solche Mißgewöhnung aber wird derjenige am schnellsten ablegen, der es am öftersten versucht, in einem Kreise, wie der unserige ist, mitzusprechen.

Noch sei es mir vergönnt, zum Schlusse eines Bildungsmittels zu gedenken, welches dem Staatsredner und jedem Andern, der sich bemüht, in geregelten Ausdrücken zu sprechen, vortrefflich zu statten kommt, und dieß besteht darin, daß man öfter, als es gewöhnlich geschieht, und

allgemeiner sich darauf verlegen sollte, seine Gedanken oder auch die Ansichten Anderer über erhebliche Gegenstände und Vorfallenheiten des alltäglichen Berufslebens schriftlich zu verzeichnen. Jeder Mann von Bildung sollte sich das: nulla dies sine linea des römischen Weisen zum Wahlspruche machen. Die Worte des Redenden verfliegen, wie die Töne des Musikers, diejenigen der Schrift bleiben, wie die Werke des Malers, und so pflegt der Schreibende seine Ausdrücke mit viel größerer Genauigkeit als der Sprechende abzuwiegen. Diese Gewohnheit wird nach und nach zur zweiten Natur, und so wird es dem Federgeübten doppelt leicht werden, gut und ordnungsgemäß zu sprechen. Die Uebung im Schreiben hat noch überdem auch den unverkennbaren Vortheil, daß man sich nach und nach des ganzen Reichthums der Sprache bemächtigen und sie mit größerer Leichtigkeit gebrauchen lernt. Die Alten waren eben deßhalb so unvergleichliche Sprachbildner, weil sie im Sprechen und Schreiben eine so unausgesetzte Uebung besaßen. Selbst bei ihren Gastgelagen wurde in einer herkömmlichen Ordnung und Reihenfolge gesprochen, wie noch gegenwärtig in England bei den Mahlzeiten gewisser Gesellschaften, wo ein Vorsitzführer das Thema des Gespräches bestimmt und hierauf Jeder der Reihe nach seine Gedanken darüber ausspricht. Und warum sollte nicht auch noch heut zu Tage, wie im alten Griechenland und Rom,

jeder Freund des Nachdenkens von seinen Berufsgeschäften oder auch von seinen Erholungsstunden in der Stille des Morgens oder des Abends einige Augenblicke erübrigen können, um sich zu sammeln und seine eigenthümlichen Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand seines Geschäftslebens zu Papier zu bringen? Es ist ja damit nicht gesagt, daß man deßhalb ein Schriftsteller oder gar ein Vielschreiber werden soll. Vielschreiber schreiben ohnehin gemeiniglich schlechter als Wenigschreiber, und eben dieß kann auch von den Vielsprechern gesagt werden.

Doch ich gehe von diesen Aphorismen auf unsere letztjährigen Sitzungen über und komme zunächst auf diejenigen vom 9. und 23. Januar zu sprechen, in welchen der Jahresbericht von 1821 verlesen wurde. Eine zufällige Anspielung führte eine ausführliche Erörterung der Frage herbei, ob die Einführung eines stehenden Theaters in unserer Vaterstadt wünschenswerth sei oder nicht. Die Verneinenden befürchteten, es könnte dadurch der Mittelstand zu unverhältnißmäßigen Ausgaben verleitet, die Prunk- und Zerstreuungssucht genährt und so der Wohlstand und der Friede manches glücklichen Hauses untergraben werden. Sie beriefen sich auf Athen und Rom, wo mit dem überhandnehmenden Hange zu theatralischen Belustigungen der kräftige Geist der Vorzeit erloschen und der Verfall der Sitten immer allgemeiner geworden sei. Sie sprachen ferner

die Ueberzeugung aus, daß unsere Stadt zu klein sei, um ein gutes Theater zu unterhalten, daß aber ein mittelmäßiges oder schlechtes höchstens den Sinn für's Läppische und Triviale, niemals aber, wie sich dieß von wohlbestellten Bühnen und gutgespielten tragischen Meisterstücken denken lasse, die Begeisternng für's Erhabene und Schöne wecke und sonach den Geschmack eher zu verderben als auszubilden geeignet sei. Hiergegen wurde anderseits das Recht der Wohlhabenden und Gebildeten im Staate geltend gemacht, als welchen es freistehe, sich jedes Vergnügen, wenn es nicht geradezu verwerflich sei, nach Belieben zu verschaffen. Es wurde behauptet, daß der Rigorismus derjenigen zu weit gehe, welche alle Schauspielkunst deßhalb verbannen wollen, weil es einzelne Stücke gebe, deren Inhalt der Sittlichkeit Gefahr drohe. Ueber die griechische Bühne wurde geäußert, daß ursprünglich das tragische Schauspiel in Athen eine Schule der Vaterlandsliebe und des Heldensinnes gewesen sei, und daß erst später die Ausgelassenheit und Keckheit der Komiker nicht so fast den Sittenverfall bewirkt als die bereits tiefgesunkenen Sitten noch tiefer heruntergebracht habe. Zum Schlusse wurde noch bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die Akzien, die zur Errichtung eines Schauspielgebäudes eingesammelt würden, weit schicklicher zur Stiftung eines Museums nach Art der société de lecture in Genf verwendet werden dürften,

welche Anstalt in einem sehr geräumigen, in drei Sälen bestehenden Lokale den Antheilhabern unter der Vorsteherschaft des geistvollen de Candolle das Vergnügen gewähre, sich täglich zu jeder beliebigen Stunde zu sehen und zu sprechen und aus gelehrten und politischen Zeitschriften, so wie auch aus der Unterhaltung und einer reichbesetzten, von einem Bibliothekar beaufsichtigten Bücher- und Landkartensammlung die reichhaltigste Belehrung zu schöpfen.

Die Diskussion über den Jahresbericht führte außerdem noch vielseitige Betrachtungen über den Geist des Protestantismus, über die Schwierigkeit einer gerechten und gleichmäßigen Besteuerung aller Staatsbürger, über unsere Handelsabgabe und endlich über die Einrichtung der Handelsschulen herbei, worüber im Protokoll das Ausführliche enthalten ist. Diese Verhandlungen wurden erst am 6. Februar beschlossen, worauf

Herr Professor Hottinger der Gesellschaft einige Auszüge aus Johann Keßlers sogeheißenen Sabbatis oder zeitgeschichtlichen Fragmenten mittheilte, wovon das Autographum in St. Gallen auf der dortigen Bibliothek verwahrt liegt. Aus den Stellen, welche der Vorleser mittheilte, handelte eine von dem heidnisch-katholischen Zeremonienkultus des Keßlerischen Zeitalters, eine zweite von der im Jahr 1524 nach Zug einberufenen Tagsatzung wegen

des Ittingerhandels, und wie Vadian dabei in Gefahr gerieth, eine dritte von dem Bundschwur im Appenzell vom Jahr 1526 und wie der Abgeordnete von Zürich sich dabei benahm, und endlich eine vierte von Erasmus.

Aus den Betrachtungen heben wir besonders diejenigen heraus, welche die Unentschlossenheit des Erasmus hinsichtlich seines Uebertrittes zur reformirten Kirche betreffen. Hierüber geschahen folgende Aeußerungen:

1) Erasmus war bereits hoch vorgerückt in Jahren, als die Reformazion ihren Anfang nahm, wo denn theils die Rücksicht auf Lebensunterhalt, theils die dem höhern Alter eigenthümliche Bedenksamkeit ihn abhielt, einen öffentlichen Schritt zu thun. Gab es doch von jeher so Viele, welche ihre innere Ueberzeugung solchen irdischen Berechnungen aufopferten. Uebrigens hat dieser Gelehrte durch seine Werke für die Sache der Kirchenverbesserung kräftig mitgewirkt.

2) Außer der Bequemlichkeitsliebe mochte bei Erasmus wohl auch noch der Ehrgeiz mitwirken, daß er sich nicht öffentlich für die Reformazion erklärte. Dazu kam noch die zwar gutmüthige, aber gewiß falsche Meinung, die er irgendwo in seinen Schriften ausspricht, es könne der Religionsfriede nicht bestehen, wenn man nicht sich nur über das Wenigstmögliche verabrede. Das tridentinische Konzilium liefert den Beweis von der Unzulänglichkeit dieses

Satzes. Das Beste zur Erhaltung des Friedens ist, daß man sich gegenseitig unangefochten lasse. Dieß beobachten zwar die Protestanten, nicht aber ihrerseits auch die Katholiken. Deßhalb müssen jene sich zur Wehre setzen.

3) Dem Nichtbeitritt des Erasmus zur reformirten Kirche mochte nicht sowohl ein unedler Charakterzug, als eine gewisse Timidität zum Grunde liegen, wodurch öfters schon Schriftsteller, die kühn schreiben, und wohl auch Prediger, die sehr freimüthig sprechen, im Augenblick, wo man ihnen ein öffentliches Bekenntniß abfordert, veranlaßt worden sind, sich zurückzuziehen. Ueberdieß wurde Erasmus durch Ulrich's von Hutten Angriffe dergestalt erbittert, daß auch dieß dazu beitragen konnte, ihn der Reformazionspartei abgeneigt zu machen.

4) Wie man auch den Charakter des Erasmus beurtheilen mag, es wird sein Ruhm besonders dadurch verdunkelt, daß er seinen Gegner Hutten selbst im Unglück noch mit der größten Bitterkeit verfolgte, wie dieß ein Brief beweist, den er in dieser Sache an die hiesige Obrigkeit schrieb, um sie gegen den Verbannten einzunehmen.

Am 20. Februar unterhielt Herr Pfarrer Pestaluz die Gesellschaft mit einer Vorlesung über die im Jahr 1653 aus Auftrag der evangelischen Städte unternommenen Gesandtschaftsreise des Stadtschreibers Jakob Stocker von Schaffhausen nach England und den Niederlanden. Der

Vorleser legte seiner Arbeit Stockers selbstabgefaßten Bericht über seine Verrichtungen zum Grunde und las mehrere Stellen daraus wörtlich ab.

Den Schritt, den die evangelischen Städte thaten, indem sie das Vermittelungsgeschäft zwischen England und Holland übernehmen wollten, erklärte man sich einerseits aus ihrer warmen und reinen Theilnahme an dem Schicksale ihrer entzweiten Glaubensbrüder und aus ihrer heiligen Begeisterung für die Sache der Glaubensfreiheit, für welche von jener Entzweiung das Aeußerste zu fürchten war. Anderseits wurde geäußert, es dürfte denn doch vielleicht bei dem Vermittelungsgeschäfte auswärtiger Einfluß mit im Spiele gewesen und dieser Schritt somit nicht aus den reinsten Motiven geschehen sein. Auf jeden Fall aber sei ein solcher Schritt schon deßhalb zu mißbilligen, weil die Einmischung in große Welthändel einem Staate, wie der unsrige sei, niemals Heil bringen könne.

Außer dem Vorgebrachten kamen noch zur Sprache: Die Klugheitsregeln, die der Gesandte einer kleinen Republik unter feinen, diplomatisch zugerichteten Hof- und Weltleuten zu befolgen habe; die bedenklichen Folgen von einseitigen Spezialkonferenzen und Winkeltagsatzungen für das Gesammtwesen des gemeineidgenössischen Vaterlandes, sobald es Angelegenheiten von allgemeinem Interesse betrifft; die Verschiedenheit der an Karl I. und an Ludwig XVI. voll-

zogenen Strafurtheile von den Mordthaten, die durch die Hand eines Meuchelmörders an Fürsten verübt worden sind; die größere oder geringere Verschuldung jener vorbemerkten unglücklichen Machthaber; und über jeden dieser einzelnen Punkte geschahen mancherlei sehr gediegene Aeußerungen, so daß auch hier die oft gemachte Erfahrung sich neuerdings bestätigte, daß Vorlesungen von kurzer Dauer, weil die Aufmerksamkeit dabei frisch bleibt, nicht selten die vielseitigsten Erörterungen zur Folge haben.

Am 6. März 1822 verlas Herr Pfarrer Schultheß eine kurze, aus dem Tagebuche eines Zeitgenossen geschöpfte, launige Schilderung der Bewegungen, welche der im Jahr 1756 durch ein falsches Gerücht von dem Anzug der Katholiken in der Herrschaft Wädenschweil entstandene blinde Lärm in mehreren Gegenden des Kantons veranlaßten.

Ueber den Ton, in welchem diese Erzählung geschrieben ist, wurde geäußert, daß derselbe sich höchstens bei vertraulichen Mittheilungen, keineswegs aber in öffentlichen Blättern oder Geschichtswerken rechtfertigen lasse, indem es Pflicht des Geschichtschreibers sei, mehr die ernsthafte als die lächerliche Seite der Begebenheiten hervorzuheben, die er beschreibt. Um so mehr sei die Scurrilität derjenigen zu tadeln, die sich ein Vergnügen daraus machen, die Sitten und Thaten ihrer Vorfahren in den Augen der Welt öffentlich dem Scherze Preis zu geben. Hierauf

erfolgte die Erklärung, daß der Verfasser der abgelesenen Erzählung dieselbe allernächst für einen vertrauten Freund bestimmt habe, den er von dem Vorgefallenen habe unterrichten wollen, daß übrigens die humoristische Darstellungsart des Erzählers aus den geschilderten, meistentheils kleinlichen und geringfügigen Begebenheiten selbst hervorgegangen und in solchen Fällen nicht eben ganz verwerflich sei, zumal wenn, wie hier, keinerlei hämische Absicht zum Grunde liege.

Die Kaltblütigkeit, welche der Landvogt Blaarer von Wädenschweil bei dieser Gelegenheit bewies, und die Besonnenheit, womit er die erforderlichen Erkundigungen einzog und die nöthigen Anstalten traf, wurde nach Verdienen gewürdigt und ähnliches Lob auch der Geistesgegenwart des Pfarrers im Schönenberg zu Theil; es wurden ferner aus der Kriegsgeschichte alter und neuer Zeiten mancherlei Beispiele angeführt, wo die Entstehung eines blinden Lärmens ganze Heere oder Heerestheile in Bewegung gebracht habe, und es erfolgte hierüber der Ausspruch, daß es in der Regel besser sei, im Felde zehn Mal vergeblich zu den Waffen zu greifen, als ein einziges Mal, wo es Ernst gelte, es zu unterlassen. Diesen Reflexionen schlossen sich andere über unser inländisches Festungswesen und über die zweckmäßigsten Mittel an, wodurch man das Volk tüchtig und geneigt machen könne, im Augenblicke plötzlicher Gefahr zur Vertheidigung des Landes herbeizueilen.

Am 20. März und in der nachfolgenden Sitzung vom 3. April verlas Herr Oberst von Muralt die Forsetzung seiner Abhandlungen über die Feldzüge der Eidgenossen nach Italien im 16. Jahrhundert. Der Alpenübergang Franz I. und die Schlacht bei Marignano bildeten den Hauptstoff dieser höchst interessanten Vorlesung.

Nicht minder reichhaltig als die Vorlesung waren die Reflexionen, die dadurch veranlaßt wurden. Sie betreffen den Charakter und das Feldherrnverdienst Franz I. und seiner Befehlshaber, die Genauigkeit der französischen Quellenschriftsteller jenes Zeitalters, deren Ausführlichkeit in ihren Memoiren dem Geschichtschreiber höchlich zu Statten kommen, die Nachläßigkeit der Eidgenossen in Bewachung der Gebirgspässe und in ihrem ganzen Vertheidigungsverfahren gegen Franz I., die unheilbringende Spaltung ihrer Heerführer, den Zeitpunkt, in welchem Albrecht von Stein zur französischen Partei übergetreten sei und die Schwierigkeit, diesen Zeitpunkt genau auszumitteln und endlich die Unzeitigkeit und Zweckwidrigkeit des Friedensschlusses von Gallera.

Von der Niederlage bei Marignano wurde behauptet, daß solche der Eidgenossenschaft wesentlich vortheilhaft gewesen sei. Einerseits nämlich habe der furchtbare Verlust an Mannschaft, welchen Zürich insbesondere auf dem Schlachtfelde erlitt, Vieles dazu beigetragen, den eindringlichen Vorstellungen Zwingli's gegen die ausländischen

Kriegsdienste Eingang zu verschaffen und dem Reformazionswerk selbst aufzuhelfen. Anderseits habe Franz I. wie einst Ludwig XI. nach dem Siege an der Birs den Heldensinn des Feindes hochschätzen gelernt und es für seine Nazion rühmlich und nützlich erachtet, ein so tapferes Volk zum Verbündeten zu haben, worauf denn auch mit der Krone Frankreichs sehr vortheilhafte Verträge abgeschlossen worden seien. Eine Niederlage aber, die solche Früchte trage, sei eher einem Siege gleich zu achten. Dagegen wurde die Vereinigung des Herzogthums Mailand mit Frankreich als nachtheilbringende Folge jener Schlacht für die Eidgenossenschaft angeführt, indem es für uns wünschenswerther sei, von mehreren kleinen und minder mächtigen Staaten, als von wenigen und übermächtigen umringt zu sein.

Am 17. April theilte Herr Professor Escher der Gesellschaft einige Beiträge zur Gesetzgebungs- und Verfassungsgeschichte der Stadt und Republik Bern aus dem 13. Jahrhundert mit, hauptsächlich die Verordnungen betreffend, welche um diese Zeit gegen die bei Wahlen und Stellenbesetzungen herrschenden Mißbräuche erlassen wurden.

Der Nutzen, den die Bearbeitung der Gesetzgebungs- und Verfassungsgeschichte einzelner Stände der Schweiz und die unpartheiische Würdigung ihrer vormaligen und noch bestehenden öffentlichen Einrichtungen habe, wurde besonders deßhalb mit Recht hoch angeschlagen, weil nur

eine gründliche Kenntniß solcher Institutionen, das Bewährterfundene darin von dem Unhaltbaren, das Heilbringende von dem Gemeinschädlichen gehörig unterscheiden lehre und den vernünftigen Forscher eben so sehr vor einseitiger Systemsucht und leidenschaftlichem Neuerungshang, als vor unverständiger Ueberschätzung des wohl oder übel hergebrachten Alten verwahren könne.

Die Vorzüge und Mängel der ehemaligen Regierungsverfassung von Bern und des Verwaltungswesens dieser Republik wurden hierauf gründlich beleuchtet. Zum Lobe derselben wurde angeführt, das der Egoismus der Gewalthaber sich daselbst nie so weit verirrt habe als in andern Kantonen, und als Ursache hiervon theils die starke Anzahl des großen Rathes im Verhältniß zum kleinen, theils insbesondere die bedeutende Ausdehnung seiner Rechte und Freiheiten angegeben. Ferner sei bei Stellenbesetzungen dem Loose niemals das Wahlergebniß so unbedingt überlassen worden, wie anderwärts in der Schweiz, sondern es habe zum Theil die freie Abstimmung unter den gesetzlich Wahlfähigen entschieden. Endlich habe sich auch das Zunftwesen nie so gemeinschädlich als z. B. in Basel und Zürich ausgebildet und die Handwerkskorporazionen seien nie zu einem bedeutenden politischen Einflusse gelangt. Vorzüglich aber sei sich die Regierung von Bern in der Uneigennützigkeit in Verwendung der öffentlichen Gelder beständig

gleich geblieben und Veruntreuungen des Staatsguts durch Beamtete seien dort eben so selten, als anderwärts in der Schweiz häufig gewesen. Dieß rühre zum Theil davon her, daß die Staatsdiener dort eben so anständig und zureichend, als anderwärts kärglich besoldet worden. Unter den Mängeln des bernischen Verfassungswesens wurde die Regellosigkeit in der Besetzung erledigt gewordener Stellen des großen Rathes und das wohlhergebrachte Recht gewisser Magistratspersonen aus bestimmten Familien angeführt, eine Anzahl derselben, die sogeheißenen Baretlistellen, nach Gunst und Willkür zu vergeben.

Noch finden wir im Protokoll mehrere höchst interessante Bemerkungen über gesetzwidrige Aemterbewerbung, über den Geist und die Folgen der Familien- und Optimatenherrschaft, über Wahlgesetze, über die Nothwendigkeit der Gewaltentrennung verzeichnet, welche wir indessen bei beschränktem Raume hier nur andeuten können.

Am 8. und 15. Mai theilte Herr Leutpriester Meyer der Gesellschaft eine von J. Jakob Bodmer verfaßte, in der Simlerischen Sammlung enthaltene historische Abhandlung mit, worin die Hauptbegebenheiten und Bewegungen im Innern der Eidgenossenschaft, veranlaßt durch die Besitznahme des spanischen Thrones durch den Herzog von Anjou, durch die Einführung des Gregorianischen Kalenders, und durch das französische Verbot der Kornausfuhr

aus dem Elsaß in den Jahren 1701 und 1702, und endlich das Thun und Treiben der ausländischen Gesandten zu jener Zeit des Umständlichen geschildert wurden. Den Beschluß machte ein Bruchstück über die im gedachten Zeitraum zum Ausbruch gekommenen Toggenburger Unruhen.

In der Diskussion wurden theils die vorbemerkten Punkte, theils die bekannte Kontroverse über die Auslegung des östreichischen Erbvereinigungsvertrages, theils das Verdienst der im Successionskriege zunächst betheiligten Fürsten und Feldherrn besprochen. Ueber die Toggenburger Unruhen wurde geäußert, daß solche zunächst durch das eigenmächtige und schonungslose Verfahren des Abtes Leodegar, eines Bäckersohnes aus Luzern, veranlaßt worden seien, welchem es zwar nicht an Fähigkeiten gebrach, der aber das Landvolk durch übermüthige Hintansetzung althergebrachter Gerechtsamen und Freiheiten höchlich gegen sich erbitterte. Ferner wurde bemerkt: es sei für die Landschaft Toggenburg ein Unglück gewesen, daß das Grafenhaus nicht entweder früher oder weit später ausgestorben sei. Im ersteren Falle wäre dort vielleicht ein unabhängiges Gemeinwesen nach dem Vorbilde Graubündens entstanden. Im letzteren Fall, wenn weder Stüßi noch Reding, die sich persönlich befeindeten, am Leben gewesen wären, würde der Krieg 1712 vermuthlich ganz unterblieben sein. Auch als gemeine Herrschaftsleute wären die Toggenburger wahr=

scheinlich weit glücklicher gewesen, als unter dem Klosterregiment, unter welchem sie nach und nach alle ihre Freiheiten einbüßten.

Am 29. Mai und am 28. August ließ Junker Rathsherr Meier der Gesellschaft vier Abhandlungen biographischen Inhalts vorlesen, wovon die erste das Leben und die literarischen Verdienste J. Jakob Bodmers, die zweite den Antistes Bullinger, die dritte den Antistes Breitinger und endlich die vierte den Kanonikus Breitinger zum Gegenstand hatte.

Die Diskussion führte mehrseitige Parallelen zwischen Bodmer und Breitinger herbei. Dem Ersteren wurde insbesondere als Schöpfer eines besseren Geschmacks in der Literatur, als Lehrer der vaterländischen Geschichte, als edeldenkendem Republikaner ein bleibendes Verdienst eingeräumt. Sein Einfluß auf die öffentlichen und häuslichen Sitten seiner Mitbürger wurde als sehr bedeutend geschildert. An seinen dichterischen Versuchen wurde jener hohe Schwung und jener Gedankenreichthum vermißt, den wir bei Haller finden, dagegen aber seinem unverkennbaren Streben nach sittlicher Würde die verdiente Achtung gezollt.

Der Antistes Bullinger wurde hauptsächlich als Fortsetzer des Reformazionswerkes, als Stifter der Synodalverfassung mit einem Aufsichts- und Strafrecht über die

Geistlichkeit, als unparteiischer Geschichtschreiber nach Verdienst gewürdigt. Hinsichtlich seiner theologischen Ansichten wurde bemerkt, daß er weit hinter dem freisinnigen Zwingli zurückstehe, und daß seine confessio helvetica, als nachheriges Kirchensymbol, den Protestantismus gelähmt und zu einer steifen Orthodoxie geführt habe. Ebenso wurde an ihm getadelt, daß er sich zur Abschaffung der von Zwingli gestifteten Lehranstalt, der Prophezei im Chore des großen Münsters, habe überreden lassen.

Der Antistes Breitinger, wenn gleich beschränkt in seinen theologischen Ansichten, wurde dennoch als redlicher und unerschrockener Staatsbürger und Vaterlandsfreund zur Nachahmung empfohlen, als ein Mann, der das Recht der Gelehrten gegen jede Anfechtung geltend machte, die Früchte ihres Forschens und Nachdenkens nach bestem Wissen und Gewissen freimüthig darzulegen und in Schrift und Druck zu verbreiten.

Unter die wesentlichsten Verdienste des mit Bodmer so innig befreundeten Kanonikus Breitinger wurde seine unermüdliche Thätigkeit in Schul- und Erziehungsangelegenheiten, seine geläuterte Ansicht des Christenthums und endlich seine Mitwirkung zur Stiftung der asketischen Gesellschaft gezählt.

Am 12. Juni las Herr Ferdinand Meyer der Gesellschaft einen Aufsatz vor, enthaltend einige Ideen über Recht und Politik, mit vorzüglicher Hinsicht auf unsere Zeit.

Die Grundidee des Ganzen, das Nebeneinanderbestehen von zwei Grundkräften, des Fortschreitens und der Stetigkeit, nebst den wichtigen Folgerungen, die sich hieraus ergeben, wurde allgemein als richtig anerkannt, und über die so wünschenswerthe Vermittelung jener Grundkräfte bei den Einzelnen noch geäußert, daß solche zwar mit großen Schwierigkeiten begleitet sei, daß aber doch die Klugheit als Leiterin zwischen der vorwärts strebenden Vernunft und den äußeren Hindernissen, dem Bestehenden, sicherer hindurchführe, als das immer nur dunkle und nicht selten irreführende Gefühl.

Der Gang, welchen das Staatsrecht und das positive Recht überhaupt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Europa nahm, wurde als äußerst merkwürdig bezeichnet. Alles habe sich damals, wurde hierüber bemerkt, in der Idee des Weltbürgerrechts auflösen wollen. Nun sei diese Idee zwar die höchste Forderung der Vernunft; sie liege namentlich auch tief im Geiste des Christenthums, aber indem man darauf hinstrebe, müsse man nicht vergessen, daß der Vollkommenheitszustand, der ihre Verwirklichung möglich macht, noch sehr weit entfernt sei, und eben so wenig dürfe man sich dadurch verleiten lassen, frühere Zeiten, z. B. das Alterthum, wo nicht die Menschheit, sondern das Vaterland der Gegenstand aller Bestrebungen war, von einem falschen Standpunkte aus auf unbillige Art zu beurtheilen.

Von dem hierarchischen System wurde gesagt, daß dasselbe nur für die unterste Bildungsstufe der Völker gepaßt habe, und konsequent durchgeführt jedem Aufstreben unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen und zu der drückendsten Universalmonarchie führen müsse.

Am 23. und 30. Oktober theilte Herr Oberst von Muralt der Gesellschaft zwei Beiträge zur politischen und Kriegsgeschichte des 16. Jahrhunderts nach den Friedensschlüssen von Noyon und Freiburg im Breisgau mit, worin der Zustand der Kriegskunst im 15. und 16. Jahrhundert und die Beschaffenheit und Eigenschaft der damals gebräuchlichen Angriffs- und Vertheidigungswaffen sehr ausführlich geschildert wird.

Aus der Kriegsverfassung der alten Eidgenossen wurde besonders der Artikel als zweckdienlich herausgehoben, wonach gesetzlich aufgestellte „Fürsprechen" oder Mittler die Beschwerden und Anliegen der gemeinen Kriegsleute ihren Obern zu hinterbringen hatten. Wenn der Befehlshaber, wurde ferner beigefügt, auf solche Art von den Mißbräuchen oder Bedrückungen unterrichtet werden konnte, deren seine Untergeordneten sich schuldig machen, so mußte manchem Unheil noch zu rechter Zeit und, ehe es auf's Aeußerste damit kam, vorgebogen werden und es müßte daher eine ähnliche Institution, wie im Felde, so auch gleichergestalt

in Friedenszeiten besonders in republikanischen Staaten wesentlichen Nutzen haben.

In Betreff der Heeresdisziplin und der gegen Uebertreter der Ordnung gerichteten Strafgesetze wurde bemerkt, daß solche dem Volke sowohl als dem Zeitalter, für welches sie gegeben sind, auf's Sorgfältigste anzupassen seien und daß unser jetzt bestehende Militärkodex in dieser Hinsicht mancher Verbesserungen bedürfe.

Die Frage, ob seit Erfindung des Schießpulvers die Kriegführung menschlicher geworden sei, wurde in Anregung gebracht, ohne entschieden zu werden. Hierauf bezüglich geschah die Aeußerung, daß unter allen Waffen, deren man sich vor Erfindung des Schießpulvers bediente, keine so mörderische Wunden verursachte, als das schwere Geschütz unserer heutigen Armeen; daß aber, wo nicht eine ungewöhnliche Erbitterung der kriegführenden Völker obwalte, die Behandlung des Feindes, und vorzüglich der Unbewehrten, im Allgemeinen heutiges Tages weit menschlicher und schonender sei, als ehedem.

Andere Bemerkungen betrafen die augenscheinliche Herkunft mancher vorgeblich neuerer Erfindungen in der Heerführungs- und Vertheidigungskunst aus den Zeiten des griechischen und römischen Alterthums, die guten und mangelhaften Einrichtungen unsers eidgenössischen Heerwesens, die Wünschbarkeit einer landesgemäßen Verein-

fachung unsers Dienstreglements und der Abschaffung aller künstlichen, nur auf den Paradeplatz berechneten Manoeuvres, den wesentlichen Unterschied zwischen der regelmäßigen Kriegführung und dem Volkskriege, und schön wurde zum Schlusse gesagt, daß es bei aller Verschiedenheit der Sprache, der Verfassungen, der Religion und des Charakters in unserer Eidgenossenschaft dennoch nicht an einer Idee fehle, welche geeignet sei, in Tagen der Gefahr unsere Krieger aus allen Kantonen sich nahe zu bringen und zu großen Thaten zu begeistern. Diese sei der Gedanke, unter einer Verfassung zu leben, die mit so hohen Segnungen begleitet ist, einem Staate anzugehören, der so unendlich viel vor andern voraus hat.

Am 13. und 27. November verlas Herr Leutpriester Meyer die Selbstbiographie des Theologen J. J. Zimmermann, wovon sich die Originalhandschrift in der sogeheißenen Eßlingerischen Sammlung befindet.

Die früher schon diskutirte Frage, ob und inwieweit die Lehrfreiheit in Sachen der Theologie zu beschränken sei, wurde bei dieser Gelegenheit neuerdings und ausführlicher als je erörtert; es wurde ferner über den Ursprung der Prädestinationslehre, über die Synode von Dordrecht und über kirchlich-dogmatische Streitigkeiten manches Gründliche bemerkt und über die in Schulen zu befolgende Methode im griechischen und lateinischen Sprachunterricht Folgendes geäußert:

Es seien dabei zwei Extreme gleich sorgfältig zu vermeiden. Zum ersten das oberflächliche Abhaspeln der Grammatik, wie etwa in französischen Schulen, und zweitens jene Silbenstecherei, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehe. Die Mittelstraße sei die beste, aber auch die schwierigste. Der hochverdiente Wolf könne hierüber als Beispiel gelten. Bei'm grammatikalischen Unterricht seien die Paradigmen von der Syntax zu unterscheiden. Jene müssen tüchtig durchgemacht werden, letztere werde von Anfängern nicht gefaßt und sei daher auf spätere Zeit zu verschieben. Bei'm Lesen der Klassiker müsse zuerst die statarische und späterhin die kursorische Methode befolgt werden. Der Hauptgrundsatz sei hier, daß man nicht zu lange bei den Regeln verweile und desto mehr lese.

Ueber die Urkunde der formula consensus, welche zu den Lebzeiten Zimmermanns entworfen wurde, geschah die Aeußerung, daß dieselbe über die damalige Gesinnung der Geistlichkeit den deutlichsten Aufschluß gebe. Nicht nur nämlich seien in dieser Urkunde die eigenhändigen Unterschriften sämmtlicher Landgeistlichen ohne Ausnahme enthalten, sondern es finde sich ihre Unterwürfigkeit gegen die Verfasser der Akte nebenbei noch durch angehängte Verdammungsformeln gegen die Andersgesinnten beurkundet und nur bei einer einzigen Unterschrift fehle dieser Anhang.

An Zimmermanns Charakter wurde vornehmlich seine ächte Frömmigkeit und sein unerschütterliches Gottvertrauen selbst in drückenden Lagen des Lebens, seine unermüdete literarische Thätigkeit, sein Festhalten an denjenigen Grundsätzen, die er nach sorgfältiger Prüfung für wahr erkannte, seine gründliche Selbstkenntniß, in welcher er die Mittel fand, den Trübsinn, von welchem er zuweilen befallen wurde, mit Erfolg zu bekämpfen, und endlich sein redlicher Wahrheitseifer als beispielswürdig herausgehoben und übrigens bedauert, daß der Selbstbiographe sein häusliches Leben fast ganz mit Stillschweigen übergehe.

In der letzten Sitzung des abgeflossenen Jahres, nämlich am 10. Dezember, verlas Herr Professor Escher den ersten Abschnitt einer aus den Quellen geschöpften Darstellung der bürgerlichen Unruhen Graubündens aus den Jahren 1603—1608.

Das Protokoll enthält mehrseitige Betrachtungen über den Geist und die Folgen der öffentlichen Einrichtungen Graubündens im obgedachten Jahrhundert; über die Klugheitsregeln, die der Prediger auf der Kanzel zu befolgen habe und über den Umfang seines Rechtes, sich in Staats- und Regierungssachen einzumischen; über die Irrigkeit der Meinung, als habe die Reformation die inneren Zwistigkeiten in der Eidgenossenschaft vermehrt, oder gar die Veranlassung dazu gegeben; über einige Mittel sich auf gesetz-

lichem Wege und ohne öffentlichen Aerger gegen die Willkür und Ungerechtigkeit der Beamten zu schützen; über die rühmliche Standhaftigkeit des venezianischen Senats in Bekämpfung der Anmaßungen des römischen Stuhles; über das rechtswidrige und ordnungslose Verfahren der bündnerischen Strafgerichte und aller ähnlichen Volksgerichte, und endlich über die Vortheile der Publizität, insofern solche in den Schranken der Mäßigung bleibe.

Hinsichtlich des letztgedachten Punktes wurde geäußert: Der öffentliche Schriftsteller über Gesetzgebungs- und Verwaltungsangelegenheiten sollte wenigstens diejenigen Klugheitsregeln beobachten, an welche sich auch der mündlich-öffentliche Beurtheiler solcher Dinge zu halten pflege, und dieß zwar um so mehr, da das gedruckte Wort sich weiter verbreite, als das gesprochene. Wer dieß verabsäume, werde gemeiniglich mehr Schlimmes als Gutes stiften und meistentheils gerade die Absicht verfehlen, die er erreichen will. Scharfer Tadel sei besonders da zu vermeiden, wo es sich um die Beurtheilung der öffentlichen Einrichtungen unserer Mitverbündeten handle; und wer hierbei in den Ton der Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit verfalle, setze sich schon dadurch in den Augen der Edelgesinnten herab, daß er die Sprache der Neuerungssucht und des Fakzionsgeistes führe.

Mit diesem schließe ich die Inhaltsanzeige unserer letztjährigen Verhandlungen und halte es für meine Pflicht,

zum Schlusse noch des blühenden Zustandes unserer Finanzen zu gedenken. Die vorjährige Rechnung zeigt einen Vorschlag von fl. 135. 28 ß. 6 hlr. und der Aktivbestand unsers Gesellschaftsvermögens beträgt zur Zeit fl. 1261. 10 ß. Muß sich uns nicht bei so bewandten Umständen die Frage aufdringen, ob der Zweck unsers Vereines es mit sich bringe, auch fürderhin lediglich nur auf die Anhäufung unserer Kapitalien zum Besten unserer Nachkommen bedacht zu sein, oder außer den gewöhnlichen, geringfügigen alljährlichen Ausgaben noch einige andere zum Besten der Jetztlebenden zu machen und hiefür einen Theil der Zinsen zu verwenden? Wie Vieles könnte nicht, sei es durch Anschaffung einiger historischen Werke von hohem Werth, z. B. chronologische Tabellen*), oder auf andere beliebige Art, in vollkommener Uebereinstimmung mit unserem Gesellschaftszwecke, zum Besten der Wissenschaft gethan werden! Doch ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen und diese Frage für jetzt unentschieden lassen.

*) Buret de Longchamps Fastes universels. 58 Thl. fl. 93.

Bedingungen

des

Fortkommens im kaufmännischen Berufe und ein Wort zur richtigeren Würdigung dieses Berufes.

1816.

Etwas Berufsmäßiges, ein Geschäft, das uns in Ordnung erhält und zum Fortkommen hilft, sollen wir Menschenkinder, so will es das gesellschaftliche Herkommen, ein für alle Mal treiben. Was wir nun treiben, das gilt am Ende gleich viel; wie wir es treiben, dieß ist eine andere Frage. Auf den Beruf kommt es nie, wohl aber auf den Geist an, womit er betrieben wird. Der umfassende Kopf nun ist Jedem gewachsen, er weiß sich schnell und leicht in jedes Geschäft, in jede Routine zu finden, sofern es nur am Wollen nicht fehlt; dem Beschränkten wird Alles schwer und mühsam, daher er denn auch über hundert Bedenklichkeiten, die er sich macht, selten zur Besinnung, seltener zum Handeln kommt. Rasch und beherzt und muthig greift dagegen der geist- und charaktervolle Mann in That und Leben ein und der Unterschied zwischen ihm,

zwischen dem höheren und wissenschaftlich gebildeten Geiste und dem bloßen Routinier erweist sich vornehmlich darin, daß jener, welchen Beruf er immer treiben mag, als Staatsmann und Gelehrter, als Kaufmann, Künstler oder Handwerker, jederzeit selbst thätig, selbst erfinderisch, selbst schöpferisch zu Werke geht, während dieser, an den alten Schlendrian gebunden, den Pfad, welchen die Gewohnheit ihm vorzeichnet, ängstlich verfolgt. Hieraus ergibt sich denn von selbst, daß er in der Regel auch bei dem Gewöhnlichen und Gemeinen stehen bleibt.

Der kaufmännische Beruf ist, auch für den höher Gebildeten, eben so wenig entwürdigend, als er es für das Mediceische Fürstenhaus war; nur muß er mit einem richtigen Takte, mit praktischem Sinne betrieben werden; man muß jederzeit den Verstand, nicht den sublimen, sondern den gesunden Menschenverstand walten, die Gewinnsucht nie zur blinden Leidenschaft werden und sich den kleinen, mäßigen Gewinn genügen lassen, um nicht über der hartnäckigen Begierde nach vermeintlichem größern, auch jenen und am Ende Alles zu verlieren. Hat doch diese unersättliche Habsucht zu allen Zeiten viele unsinnige Spekulanten zu Grunde gerichtet, die, wären sie von der Leidenschaft nicht blindlings beherrscht und zu den gewagtesten Unternehmungen fortgerissen worden, sich eben so gut hätten bereichern können, als das weiland so berühmte von Kai=

sern und Fürsten geachtete Haus Fugger, dessen Stammvater ein armer Leineweber war, so wie sein letzter Sprößling nun ein verarmter Fürst ist. Unermüdlicher Fleiß, Nüchternheit und Arbeitsamkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit sind freilich auch hier, wie überall, die nothwendigen Bedingungen des Fortkommens: das ist es, wodurch unsere biedern, redlichen und genügsamen Vorfahren groß und reich geworden sind, während von ihren Enkeln, was sie mühsam erspart und redlich erworben, öfters durch eigene Schuld, durch Leichtsinn und unnöthigen Luxus, wie der Ton der großen Welt, die allgemeine aber zugleich sehr gemeine Konvenienz ihn vorschreibt, als durch die Schuld der Zeitumstände verschwendet und durchgebracht wird.

Zum merkantilischen Berufe nun (daß hier weder von beschnittenen noch von unbeschnittenen Iskariots und Filzen die Rede ist, versteht sich von selbst) gehört vor allen Dingen jener ruhige, verständige, überlegende, feste Geschäftssinn (den die philosophische Sprache mit dem Worte praktisch bezeichnet), der das Unmögliche vom Möglichen, das Unthunliche vom Ausführbaren leicht unterscheidet, und sich eben so wenig durch Hindernisse abschrecken, als durch Vorspiegelungen der Imaginazion, durch eitle Luftschlösser bestechen läßt; jener richtige Takt, der das Ersprießliche, Zuträgliche schnell erfaßt, die Gelegenheit festhält und nie

den glücklichen Zeitpunkt unbenutzt vorübergehen läßt, jener spekulative und kombinative Kopf, dem für seine Thätigkeit kein Land zu entlegen, kein Marktflecken zu nahe, zu gering ist; es gehören dazu aber auch liberale Gesinnungen, ein solider Charakter und mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse. Nicht als ob der Kaufmann auch ohne literarische Bildung, auch ohne fremde Sprachen glücklich spekuliren, zu Reichthümern und Ansehen gelangen könnte, aber doppelt würdig dieses Glückes, womit die Vorsehung ihn lohnt, in Wahrheit achtenswerth wird der sein, der außer den irdischen Schätzen sich auch solche gesammelt hat, die ewig bleiben, die weder von der Flamme verzehrt, noch von Dieben entwendet, noch von liederlichen Söhnen und Enkeln durchgebracht werden können. Je gründlicher der Kaufmann in den mathematischen Wissenschaften bewandert ist, desto richtiger und fester wird er kombiniren, desto sicherer wird er aus dem, was gegeben ist, die wahrscheinlichen Folgen und Schlüsse ableiten; je umfassender seine Sprachkenntnisse sind, desto leichter wird es ihm werden, entfernte und nützliche Verbindungen anzuknüpfen; je genauer er die Geschichte, die allgemeine Welthistorie und diejenige seines Vaterlandes, den statistischen und politischen Zustand der Völker und Städte, mit welchen er durch den Handel in Berührung kommt, die Geographie und Topographie, endlich auch das Recht, sofern es auf

sein Fach Bezug hat, die heimischen Gesetze kennt, desto mehr wird sein Gesichtskreis sich erweitern, sein Urtheil gewinnen: er wird sich endlich einen gewissen, Alles umfassenden Ueberblick zu eigen machen, den man bei dem alltäglichen Krämer vergebens sucht, da jenen allein die wissenschaftliche Bildung, das Wissen und der wissenschaftliche Sinn gibt und ausbildet.

Wollte ich dem Kaufmann, der seinen Beruf in diesem edleren Sinne anhebt, in welchem wir ihn nehmen, noch einige Regeln der Weisheit und Klugheit auf seinen Weg mitgeben, so wären es zunächst die, welche der unsterbliche Franklin in seinem Aufsatze: über das Mittel, reich zu werden, ertheilt:

1) Wähle Rechtschaffenheit und Thätigkeit zu deinem beständigen Gefährten.

2) Gib einen Pfenning weniger aus als dein reiner Gewinn beträgt.

Dann, fährt der treffliche Weise mit Begeisterung fort, wird der Himmel heller über dir leuchten und Freude in jedem Winkel deines Herzens aufkeimen. Kein Gläubiger wird dich drängen, kein Mangel drücken, kein Hunger an dir nagen. Banne die bleichen Gespenster der Sorgen aus deiner Seele und lebe unabhängig! Dann wirst du ein Mann sein und nie dein Angesicht verbergen, wenn die Söhne des Glückes neben deiner Rechten prangen; denn

Unabhängigkeit bei geringer oder großer Habe ist immer Reichthum und stellt dich in gleiche Reihe mit dem stolzesten Ritter vom goldenen Vließ. Sei denn weise und laß Thätigkeit am Morgen mit dir gehn und dich begleiten, bis die Abendglocke zur Ruhe läutet. Laß Rechtschaffenheit sein, wie den Athem deiner Seele und vergiß nie einen Pfenning übrig zu haben, wenn alle deine Ausgaben berechnet und bezahlt sind. Dann wirst du den Gipfel irdischer Glückseligkeit erreichen, dann wird deine Seele aufrecht gehen und Unabhängigkeit wird dein Schild und Harnisch, dein Helm und deine Krone sein!

Diesen goldenen Regeln lasse ich noch einige gute Räthe nachfolgen, die nicht minder beachtenswerth sind, weil die Erfahrung ihren Werth bewährt hat.

1) Nimm für jetzt mit dem Guten vorlieb; das Bessere und Beste erwarte von der Zukunft; oder: sei mit einem mäßigen Gewinn zufrieden, um nicht, wenn der günstige Zeitpunkt vorüber ist, auch auf diesen Verzicht leisten zu müssen.

2) Nimm jederzeit den Augenblick wahr, ein gutes Geschäft zu machen und laß nie die Gelegenheit entfliehen, ohne daß du sie benutzest. Einmal versäumt, kehrt sie sobald nicht wieder zurück!

3) Ueberlege richtig; aber bedenke dich nicht zu lange. Das Bedenken führt zu Bedenklichkeiten und ein

bedenklicher Kopfhänger ist zum Kaufmann für immer verdorben.

4) Im Verkehre mit Andern befleißige dich der Aufrichtigkeit und Offenheit; damit kommt man am Ende in unserm noch nicht durchaus entarteten Zeitalter doch weiter als mit dem systematischen Betrügen, obwohl dieß oft leider gerade da mit der unverschämtesten Verschmitztheit getrieben wird, wo man es am wenigsten erwarten sollte.

5) Vor allen Dingen aber laß dir die Ordnung und Pünktlichkeit angelegen sein! Verschiebe nie auf Morgen, was heute gethan und abgethan werden soll! Unordnung und Nachläßigkeit, der Mangel an gehöriger Aufsicht und Unregelmäßigkeit in der Geschäfts- und Bücherführung haben mehr als Ein großes Haus zu Grunde gerichtet, dessen Untergang man der Unbill der Zeiten oder unvorhergesehenen Schlägen des Schicksals irriger Weise zuschreibt.

Etwas über Jeremias Bentham.

Es ist erfreulich, daß zu einer Zeit, wo von Haller's restaurirter Staatslehre bereits die zweite vermehrte und verbesserte Auflage in die Welt ausgegangen ist, der Verfasser eines nicht minder gediegenen Werkes, welches aber von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgeht, der brittische Staatsgelehrte, Jeremias Bentham, nicht geringern Beifall unter den Gebildeten aller Nationen findet. Benthams Abhandlungen über bürgerliche und Strafgesetze, aus dessen Manuscripten und gedruckten Werken auf's Sorgfältigste gesammelt, in ein Ganzes geordnet und in drei Theilen in französischer Sprache herausgegeben durch den Staatsrath Dumont aus Genf, sind im Laufe dieses Jahres nun ebenfalls in der zweiten Auflage an's Licht getreten. Nie hat nach dem Urtheil einer sehr geschätzten, durch Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe ausgezeichneten Zeitschrift, des Edinburgh review, ein Weiser sein Leben mit seinen Lehren in größere Uebereinstimmung gebracht, oder seine Grundsätze durch sein Betragen glücklicher beleuchtet als Bentham. Als der Sohn eines sehr geachteten Kronanwalds, wurde er, nach rühmlicher Vollendung seiner Studien auf der Westminsterschule, und nachmals auf der Universität Oxford bei den glücklichsten Anlagen

des Geistes und Herzens frühe mit den Geschäften des väterlichen Berufes vertraut. Seine Gelehrsamkeit nicht minder als seine Verbindungen sicherten ihm für die Zukunft den Besitz der höchsten Ehrenstellen zu, aber er zog es vor, wenige Jahre nach seinem Eintritte in's Geschäftsleben sich freiwillig zurückzuziehen und sich ausschließlich den Studien zu ergeben. Von Zeit zu Zeit gab er einzelne Schriften über Gesetzgebungsgegenstände heraus, und faßte dabei nicht etwa bloß die Bedürfnisse seines Vaterlandes, sondern die ganze Menschheit in's Auge, deren gesellschaftlichen Zustand zu höherer Vollkommenheit heranzubilden das Grundbestreben seines edlen Gemüthes war. Mehrere seiner gründlichsten Schriften, über die gerichtlichen Einrichtungen Frankreichs, über dessen Kolonialwesen und die Taktik gesetzgebender Versammlungen bearbeitete und bestimmte er im Anbeginn der Revoluzion für die Nazionalversammlung, in jenem großen Zeitpunkte, wo alle Edelgesinnten und Höhergebildeten hoffnungsvoll auf die Segnungen hinblickten, welche der Menschheit zu Theil werden sollten. Hätten damals seine Rathschläge, wie die Versammlung zu leiten sei, Eingang gefunden, so wären höchst wahrscheinlich die Unordnungen und Gewaltthätigkeiten niemals erfolgt, welche nachher die Welt um ihre schönsten Erwartungen gebracht und so großes Unheil herbeigeführt haben. Aber auch für sein Vaterland war

Bentham nicht minder thätig. Jede Gelegenheit, Belehrung zu ertheilen, hat er redlich benutzt. Ueber die Wuchergesetze, über die Schädlichkeit allzu hoher Gerichtstaxen, wodurch dem Armen gleichsam die Gerechtigkeit abgeschnitten werde, über die vorgeschlagene Reform der Gerichtsverfassung in Schottland, über Strafarbeit und die Uebel und Mißbräuche des an deren Stelle in Uebung gekommenen Strafkolonisazionssystems hat er seine lichtvollen Ansichten auf's Trefflichste entwickelt. Für alle Nazionen und Zeiten geschrieben sind seine Prinzipien der Moral und Legislazion, seine Abhandlung über bürgerliche und Strafgesetze, sein ebenfalls durch Dumont in's Französische übersetzter Versuch über die Taktik gesetzgebender politischer Versammlungen.

Bentham ist jetzt hoch vorgerückt in einem Leben, welches er dem Dienste der Menschheit auf's Uneigennützigste geweihet hat. Seinen ausgebreiteten Ruf, auch im Auslande, hat er größtentheils seinem Bekannten und Freunde Dumont zu verdanken, dessen Beredsamkeit und Sprachvollendung nicht wenig dazu beiträgt, seinen Ideen Eingang zu verschaffen. Glücklicher Weise, drückt sich die obgedachte Zeitschrift aus, ist Dumont, einer der talentvollsten und eifrigsten Schüler Benthams, Mitbürger einer Republik, die, zwar ohne beträchtliches Landesgebiet und ohne stehende Heere, für Befestigung der religiösen und bürgerlichen Freiheit gleichwohl mehr als mancher große

Staat geleistet hat. Es scheint, daß der Senat in allem Ernste darauf ausgeht, ein Strafgesetzbuch bearbeiten zu lassen, daß eine Kommission dafür niedergesetzt worden ist und daß es in Dumonts Aufträgen liegt, ein solches Werk nach Benthams Grundsätzen auszuarbeiten und der Kommission zur Prüfung vorzulegen. Und so werden wir bald aus eben demselben kleinen Gemeinwesen, aus welchem drei Jahrhunderte zuvor das Licht der Kirchenverbesserung ausgegangen ist, jene Wahrheit hervorgehen sehen, durch welche das dichte Dunkel der forensischen Vorurtheile zerstreut werden wird.

Wer in Benthams Schriften Verfassungsprojekte oder Ausfälle gegen irgend eine Regierungsform und gegen bestehende Verfassungen sucht, wird sich höchlich getäuscht finden. Auch diejenigen Leser werden unbefriedigt bleiben, die des Reizmittels der Satire oder Deklamazionen bedürfen. Man soll beibehalten, indem man verbessert, die Umstände auf's genaueste erwägen, herrschende Vorurtheile schonen, selbst wenn sie vernunftwidrig sind, Neuerungen von ferne her vorbereiten, so daß es keine Neuerungen mehr zu sein scheinen, alle Erschütterungen des Besitzstandes oder der Staatsmacht zu verhüten suchen, die bestehenden Hoffnungen und Gewohnheiten nicht in ihrem Laufe stören, Mißbräuche behindern, ohne Verletzung der Zeitinteressen: dieß ist durchgehends der Geist des obgedachten Werkes.

Bruchstücke
aus dem Tagebuche.

12. Dezember 1813.

Die Lektüre von Füßli's Waldmann hat mir großen Genuß gewährt. Diese Biographie ist mit vieler Leichtigkeit und Gewandtheit, mit tiefer Einsicht in die Staats- und Rechtswissenschaften überhaupt, und insbesondere in den Geist republikanischer Staatsverwaltungsgrundsätze geschrieben. Keine Vorliebe für irgend eine Partei ist bemerkbar, welche dem Verfasser zur Last gelegt werden könnte. Die Fehltritte des aristokratischen werden ebenso wie diejenigen des demokratischen Regiments aufgedeckt und gerügt; die Verdienste des Ritters Waldmann um die einheimische Gesetzgebung, wie um seine Vaterstadt gewürdigt, aber nicht minder die schwachen Seiten seines öffentlichen und Privatlebens in's Licht gestellt. Der Geist des damaligen Zeitalters, die Mängel der Verfassung, die weisen und unklugen Schritte, welche Waldmann zur Verbesserung derselben gethan, werden trefflich geschildert. Die Menschheit muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er die Ehre des ungerechter Weise verurtheilten Konsuls gerettet, die verleumderische Bosheit seiner Feinde und die Niedrigkeit seiner Richter recht anschaulich gezeigt hat. In Vielem war der Ritter wohl anklagenswerth; doch am wenigsten in dem Punkte, worauf sich sein Todesurtheil stützt, im

Verbrechen des Hochverraths. Denn bis an's Ende hat er auf alle Weise in Wort und That die wärmste Liebe für seine Mitbürger zu erkennen gegeben, und noch auf dem Blutgerüste den Segen über die geliebte Vaterstadt ausgesprochen.

Welcher Beruf ist schöner und ehrenvoller als derjenige des Geschichtschreibers! Oder kann man sich wohl in größerm Maße um die Menschheit verdient machen, als wenn man Verbrechen, welche der Mit- und Nachwelt geheim geblieben sind, aufdeckt, edeln Männern, die als Opfer des Neides und der Bosheit fielen, verhaßt bei ihren Zeitgenossen und noch von der Nachwelt verleumdet, die Stelle anweist, welche ihnen in der Geschichte unter den Heroen ihres Geschlechts rechtmäßig gebührt?

19. Dezember 1813.

Homer, Livius und Machiavelli, das seien auch forthin meine stillen Gesellschafter, wie sie es in diesen Tagen gewesen sind. Eine solche Unterhaltung ist doch wohl genuß- und trostreicher, als von allen meinen lebenden Freunden irgend einer mir sie gewähren kann.

26. Dezember 1813.

Was ist das irdische Leben anderes, als eine Reihenfolge getäuschter Hoffnungen, fehlgeschlagener Wünsche,

nicht in Erfüllung gegangener Erwartungen und zerstörter Plane! Und das wäre jenes gerühmte und gepriesene Dasein, geeignet den Menschen wahrhaft zu beseligen und zu beglücken. Nein, wahrlich nicht auf der Erde, jenseits, auf einem andern Sterne, vielleicht auch noch dort nicht, in einem Friedenslande, welches unerreichbar dem sterblichen Auge, höher als die Gestirne liegt, dort ist der Wohnsitz der Geister, die nie getrübte Urquelle der Wahrheit und der Freude, dort das wahre, unsrer höhern Natur allein angemessene, übersinnliche Geistesleben. Und der Tod sollte uns schrecken, da er uns zu diesem gottähnlichen Leben führt, zu der wahren, ewigen Erkenntniß! Elende Furcht, wie unwerth eines Geschöpfes, das der erhabensten Ideen und Ahndungen empfänglich ist, mögest du nie in meinem Gemüthe Wurzel fassen, möge ich bei dem Gedanken an die letzte irdische Stunde niemals, oder nur vor Wonne, vor unnennbarer und kaum zu fassender Wonne zittern!

31. Dezember 1813.

Es war wohl nicht ohne höhere Lenkung, daß mir in den letzten Tagen dieses Jahres ein Mann zugeführt wurde, der, nicht minder als mein vorangegangener Freund, von der Idee des reinsten Lebens durchdrungen, wie er mit dem wahren, geläuterten Gottesdienste, dem innern, im

Geist und in der Wahrheit vertraut, und auch in vielen andern Zügen ihm ähnlich, einen unauslöschlichen Eindruck auf meine Seele gemacht hat. Dieser Mann bekennt sich zu der ehrwürdigen Sekte der Quäker, welche um so größere Achtung verdient, je mehr ihre Prinzipien rein evangelisch und christlich bloß auf das schöne Ziel eines frommen und sittlichen Lebens, auf das ζωὴ τῷ ὄντι, den Wandel im Himmel gerichtet sind. Grellet, ein geborner Franzose, nach Art seiner Landsleute bis in's einundzwanzigste Jahr dem Sinnengenusse ergeben, dann erst durch eine innere Offenbarung, wie er sich ausdrückt, zu einem höhern Berufe erkoren, und in Nordamerika in die Gesellschaft der Quäker aufgenommen, wo er bald den Werth des übersinnlichen Lebens kennen und über Alles schätzen lernte, ist gleichsam ein lebendiger Beweis für die Haltbarkeit und den praktischen Werth der Prinzipien, welche bei den Quäkern herrschend sind.

8. Januar 1814.

Die Musik, dieses bewährte Ermunterungs- und Erhebungsmittel, hat auch zu meiner Erheiterung in dieser trüben Leidenswoche vieles beigetragen. Wirklich, wenn auch alles sonst, was Grellet vorbrachte, gut und schön gesprochen war, so bin ich doch über einen Punkt ganz verschiedener Meinung mit ihm, darüber nämlich, daß er

die Musik ganz von der Erziehung ausschließt. Wer Sinn und Gefühl für die erhabene Tonkunst, und nur ein Mal im Leben die Allgewalt empfunden hat, womit sie in das Gemüth eingreift, Gefühle, Ideen und Ahnungen in uns erregt, die wir nicht auszusprechen vermögen, der wird sie gewiß als das wirksamste Erhebungsmittel der Seele weder vom Gottesdienste, noch von der Erziehung ausschließen. Es ist wahr, der Seelenzustand, in welchen uns eine tief an's Herz gehende Musik versetzt, gleicht dem Zustande eines Nervenkranken, ist jedesmal eine außerordentliche Ueberspannung. Die Nerven sind auf's höchste gereizt, die angeregte Einbildungskraft beginnt ihr wundersames Spiel, und es hängt von den Umgebungen ab, ob sie sinnliche oder übersinnliche, niedrige oder höhere Bilder vor dem Gemüthe vorüberziehen läßt, ob sie schädlichen oder wohlthätigen Einfluß auf unsere Gesinnung hat. Das ist der einzige Gesichtspunkt, aus welchem betrachtet die Musik etwas Verführerisches zu haben scheint. Aber wie leicht wird ein weiser Erzieher hier vorzubeugen wissen, und wie mannigfach haben sich seit alter Zeit die Vortheile einer musikalischen Erziehung bewährt, so daß jener einzige Nachtheil durch sie reichlich ersetzt wird. Unmerkliche Bildung und Verfeinerung des Geschmackes, Richtung des innern Sinnes auf das Schöne und Uebersinnliche (denn die Musik ist ihrer Natur und Beschaffenheit nach etwas

Uebersinnliches, sie beschäftigt weniger den äußern als den innern Sinn), Anweisung zu einer edeln und schönen Erholungsweise, endlich, was die Musik mit allen übrigen Künsten gemein hat, Ausbildung der Körperkräfte und Verfeinerung derselben, Erwerbung einer gewissen Gelenk- und Schmiegsamkeit in den edelsten Theilen des Körpers, dem Arme und der Hand, bei den Saiteninstrumenten vollends eine wirklich gymnastische Uebung, welche der Gesundheit nicht anders als zuträglich sein kann, beim Gesange die höchstmögliche Tonvollkommenheit, welcher die menschliche Stimme fähig ist, das sind doch wohl wichtige Rücksichten, welche namentlich auch bei der Erziehung beachtet zu werden verdienen. Erwägt man überdieß, zu wie viel freudigen Familienunterhaltungen die Musik Stoff und Veranlassung gibt, wie sie geeignet ist, in jungen Seelen einen Wetteifer zu beleben, der ihre Kräfte und Fertigkeiten auf's höchste steigert, welch' eine hohe Richtung ein von der Musik begeistertes Gemüth nimmt, und wie dieser Eifer, diese Begeisterung auch auf andere Gegenstände übergeht, so wird man um so mehr geneigt sein, die Musik, wenn irgend eine Kunst, wo Talent, Sinn und Gefühl dafür sichtbar ist, in die Erziehung aufzunehmen.

Haben doch schon die alten Weisen die Musik als die Erzieherin und Bildnerin der Völker zu sanftern Sitten

geschätzt und geachtet. Orpheus hat durch seine Lieder, durch sein Saitenspiel selbst die wilden Thiere besänftigt, ein deutlicher Wink des Mythos, daß die Musik mildernd und sänftigend auf das Gemüth wirkt. Die Pythagoräer, eine Seelenverbrüderung, wie sie wohl nie wieder zu Stande kommen wird, begannen und beschlossen jeden Tag mit einer feierlichen Musik. So hatte der große Stifter dieser Schule selbst es veranstaltet, wohl wissend, welch' eine höhere Bedeutung in der Musik liege, welch' einen reinigenden Einfluß sie auf Gesinnung und Willen habe. Und wir sollten in einer musikalischen Erziehung noch irgend etwas Anstößiges finden? vorausgesetzt freilich, daß durch dieselbe nicht alles Uebrige, was in dem Kinde auszubilden bleibt, vernachläßigt oder gar versäumt werde.

21. Februar 1814.

In diesen Tagen, dem Körperleiden nach höchst beängstigend, habe ich mich mehrmals mit dem Notenschreiben auf eine angenehme und unterhaltende Weise beschäftigen können. Es ist so ein Mittelding zwischen Zeichnen und Schreiben und für meinen Zustand in der That eine vortreffliche Beschäftigung, welche den Kopf nicht sehr anstrengt, während sie dem musikalisch Gebildeten zu manchen erfreulichen Erinnerungen und Ideen Stoff gibt. Nun ist es mir nichts weniger als räthselhaft, warum große und be-

rühmte, ja genialische Männer an dieser Beschäftigung haben Geschmack finden können (J. J. Rousseau). Der Erfinder der Notenschrift (Guittone von Arezzo) verdient, wenn nicht neben denjenigen der Sprachzeichen, doch neben Guttenberg eine Stelle. Die Erfindung war, eben so wie diejenige der Buchdruckerlettern, leichter, nachdem die Sprachzeichen schon da waren; aber sie erforderte nichts desto weniger einen ungewöhnlichen Scharfsinn, einen großen systematischen Ordnungsgeist. Wie dem auch sei, es muß jeder Freund der Musik, es müssen die unsterblichen Genies in diesem Fache, ein Haydn, Mozart und Romberg, dem sinnvollen Guittone sich ewig verflichtet fühlen, da sie ohne ihn nie geworden wären, was sie sind, oder wenigstens, was ihre geniale Kraft geschaffen, ohne ihn niemals von der entzückten Nachwelt hätte genossen werden können. Auch ich weiß ihm Dank, dem trefflichen Aretiner, da mir ohne ihn mancher Genuß, der das Leben versüßt und verschönert, fehlen würde, und es mir Freude macht, was er erfunden, mit zierlichen und hübschen Zügen nachzuahmen.

21. Februar 1814.

In dieser Woche hat mich auch die Lust angewandelt, das seit langer Zeit vernachlässigte Zeichnen wieder anzufangen. Anhaltend mich damit zu beschäftigen wird mir freilich bei dem angegriffenen Kopfzustande nicht möglich

sein; aber immer ist es gut, daß ich einige Stunden diesem Fache bestimme, wäre es auch nur, um so oft als möglich in der Beschäftigungsweise zu wechseln, was für einen Kranken, der ohne Gefahr der Ermattung bei einem und demselben Geschäfte nie lange aushalten kann, wohlthätig ist. Ueberdieß ist es der Kunst eigenthümlich, daß sie erfreuliche und belebende Ideen erweckt und der Phantasie manche süßen Bilder vorführt; ein Beweggrund mehr, sie nicht ganz zu vernachlässigen, da solcher Ideen und Bilder keiner mehr als der Kranke bedarf. Verbergen will ich es mir nicht, daß der Beifall und das Lob, welches ein geschätzter hiesiger Künstler und Kunstkenner meinen Zeichnungen, namentlich dem Engelskopf nach Domenichino ertheilte, an der Entstehung jenes Vorsatzes den meisten Antheil hat; wie denn überhaupt die Sucht, Lob und Ruhm einzuerndten, öfter als der innere Trieb nach Versittlichung und Vervollkommnung, als der Durst nach Erkenntniß und Belehrung, bei meinen Entschlüssen und bei der Ausführung derselben mich geleitet hat. Aber ist die Ruhmbegierde tadelnswerth, kann sie irgend Jemandem, der sich dadurch zu den herrlichsten Thaten begeistert fühlte, zum Vorwurf gemacht werden?

23. März 1814.

Eine Zierde der vaterländischen Literatur, wenn gleich nur Kompilazion, ist das vom Verfasser der hiesigen Stadt-

bibliothek zur Aufbewahrung überlassene Werk: „Unterwalden im Herbstmonat 1798, ein historisches Denkmal aus der Revoluzionszeit Helveziens, in einer Sammlung beurkundeter Begebenheiten, Charakterzüge, Zeichnungen nach der Natur, malerischer und poetischer Denkzeichen der Hochachtung alten Schweizermuthes, gesammelt für die unparteiische Menschheit von Joh. Heinrich Meyer, Kupferstecher, Mitglied der Bibliothekgesellschaft."

Um vor allem den Geist zu charakterisiren, in welchem das Werk geschrieben ist, so tritt er uns überall als warmer, biederer und frommer Vaterlandssinn im schönsten Lichte entgegen. Es war dem edlen Verfasser darum zu thun, das von feilen Anhängern des helvetischen Direktoriums und Frankreichs verunglimpfte und als schändlich verschriene Betragen der Unterwaldner im September 1798, als man ihnen eine Verfassung aufdringen wollte, die sich nicht mit ihren Grundsätzen und Gesinnungen vertrug, zu rechtfertigen und die Geschichte des Unterganges dieses unglücklichen Bergvolkes treu und wahr, aus zuverlässigen Quellen geschöpft, der Nachwelt zu überliefern. Darin besteht das Hauptverdienst des Verfassers, daß er sich keine Mühe verdrießen ließ, an Ort und Stelle selbst alle Angaben zu sammeln und gewissenhaft, so wie er sie vernommen hat, aufzuzeichnen. Der Werth des Werkes wird erhöht durch die Zeichnungen, womit es bereichert ist, alle nach der

Natur, zum Theil herrliche Gebirgsgegenden, zum Theil geschichtliche, in dem unglücklichen Kampf der Unterwaldner gegen die französischen Räuberhorden merkwürdig gewordene Stellen, die Ruinen von Stanzstaad, Kirsiten, das Schlachtfeld Drachenried u. s. f. Was für den Philosophen und Psychologen das Werk besonders anziehend macht, das sind die Charakterzüge und Anekdoten, welche es enthält, wo wir in seltsamen Kontrasten die menschliche Natur unter die thierische herabgewürdigt und hinwiederum jene der größten Thaten fähig in ihrer ursprünglichen Reinheit und Verklärung erblicken.

21. Mai 1814.

An Unterhaltung hat es mir während meines Aufenthaltes in Baden nicht gefehlt, wiewohl wir bei dem rauhen und unfreundlichen Wetter meistens auf den Raum der Gastgebäude beschränkt waren, und von mir die hübschen Spaziergänge in der Nähe und Ferne unbesucht blieben. Diese Entbehrung wurde durch das Vergnügen hinlänglich ersetzt, welches uns die Bekanntschaft eines gewissen Mac-Elliot (Abstammung einer berühmten irländischen Familie, Anstellung als General in östreichischen Diensten), eines talentvollen Musikfreundes und fertigen Violinspielers, verschaffte. Kaum hatte dieser vernommen, daß auch wir musikalisch wären und welche Instrumente wir spielen, so wurde mit Zuziehung eines einheimischen Dilettanten auf

den Abend ein Quartett veranstaltet. Die Musikalien, welche er mit sich führte und uns auflegte, waren von auserlesener Komposition, Titus, Zauberflöte, Quartette von Haydn u. s. w. Die Aufführung gelang nicht übel, da die erste Violine von dem General selbst, einem taktfesten und musiksinnigen Manne, gespielt wurde. Mit einem Worte, die Stunden auf diese Art zugebracht, gingen wie Augenblicke vorbei, und ich vergaß mich darüber so sehr, daß ich mich nur zu anhaltend anstrengte und das für meinen gegenwärtigen Zustand in mehreren Punkten beherzigungswerthe est modus in rebus ganz und gar aus dem Sinne schlug. — Wie sehr man sich hüten soll über unbekannte und kaum erst gesehene Menschen ein voreiliges Urtheil zu fällen, das ist mir neuerdings klar geworden. In wie ganz anderm Lichte erschien mir der genannte Elliot, nachdem ich genauer mit ihm bekannt geworden war, als er in der ersten Stunde sich mir zeigte, wo ich ihn beobachtete. So gehalt- und geistlos und fade er mir anfangs vorgekommen war, so manche gute und schöne Eigenschaften habe ich späterhin in diesem, wenn gleich nicht feingebildeten, doch gemüth- und gefühlvollen Manne entdeckt, der, von körperlichen Schmerzen gedrückt, seine Leiden mit nachahmenswerther Fassung erträgt und dabei stets aufgeweckt, stets heitern Sinnes ist. Ein wahrhaft deutscher Charakter.

24. Juni 1814.

Wie treu und wahr doch der unübertreffliche Homeros und mit wie zarter Behandlung er die Regungen und Aeußerungen des schönen Gefühls mütterlicher Zärtlichkeit zu schildern versteht. Wie rein ist in diesen Schilderungen die Natur wiedergegeben und doch ist eben diese treue Schilderung der Natur die schwierigste Aufgabe für den epischen Dichter, ohne welches Verdienst er umsonst nach Beifall und Bewunderung streben wird.

Diese Lektüre, eben so lehrreich und bildend als belohnend, stärkend und das Gemüth ansprechend, soll von nun an mit unabläßigem Eifer fortgesetzt werden, wie denn überhaupt die alten Klassiker, diese wahrhaft stärkende Geistesnahrung, die stillen Freunde meiner Jugend, häufiger zur Hand genommen werden sollten. Wozu könnte ich die glücklichen Stunden, wo es mir leichter ums Herz wird, weil der Schmerz mich minder peinlich beängstigt, besser als zu dieser Beschäftigung anwenden?

7. Juli 1814.

Homeros VI. Iliade 407—440. Wie einfach und wahr in dieser rührenden Stelle die Gefühle der Liebe und der innigsten Zärtlichkeit ausgedrückt sind! Natürlicher kann das Herz sich nicht aussprechen, als hier Andromache; im Vorgefühl, daß es das letzte Mal sei, daß sie zu ihrem Hektor

redet, wendet sie alles an, ihn zurückzuhalten, daß er meide die tödtliche Feldschlacht; Vater, Mutter, Bruder habe der Tod ihr entrissen, er sei nun der Stellvertreter der theuern Vermißten, ihre einzige Stütze; ohne ihn gäbe es kein Heil, kein Glück für sie, sondern nur Kummer, darum solle er bleiben, eingedenk des zarten Söhnleins und der liebenden Gattin.

Es ist für den Redner, wie für den Dichter eine nie genug zu beherzigende Wahrheit, daß Empfindungen, Gedanken und Ideen in fremden Gemüthern um so schnellern Eingang finden, je tiefer und inniger uns ansprechen, je einfacher, unbefangener und natürlicher sie ausgedrückt werden.

16. Juli 1814.

Einsamer Spaziergang auf den Höhen des Hottingerberges, von wo aus Zürich mit seinen Umgebungen sich dem Auge so herrlich darstellt. Süße Erinnerungen aus einer glücklichern Vergangenheit, welche damit verknüpft waren. Mein einziger, stiller Begleiter war Johannes Müller, der Liebling meiner Jugend, dessen Briefe an Bonstetten und Friederike Brun (XV. Theil) mein Gemüth innig ansprachen. O daß er jetzt noch unter den Lebenden einher wandelte, der edle Vaterlandsfreund, jeder heiligen und gerechten Sache männlicher Verfechter! Wie manche seiner

Weissagungen hätte er in Erfüllung gehen sehen! Diese Briefe enthalten viele Stellen, welche gerade in dem gegenwärtigen Zeitpunkte wieder Beherzigung und Anwendung verdienen. Nicht nach Rousseau'schen oder Kantischen Theorien oder nach dem Beispiele fremder Nazionen soll die Verfassung gemodelt werden. Man soll überall auf die Erfahrung Rücksicht nehmen und dasjenige in Anwendung bringen, was sich in der Vergangenheit als gut und vortrefflich bewährt hat. Das ist Müller's Ueberzeugung und auch die meinige.

19. Juli 1814.

Homeros VII. V. 109—161. Jemehr ich mich in diesen Dichter einlasse und je öfter ich ihn zur Hand nehme, desto klarer, verständlicher wird mir die Sprache, und ich werde nach und nach auf's Innigste damit vertraut. Auch auf Stimmung und Gemüth macht diese Lektüre einen herrlichen, tiefen Eindruck. Die Menschheit, wie der Sänger sie schildert, steht in der ersten schönsten Blüthe ihrer Kraft da, und wem ist nicht wohl in den Umgebungen einer solchen Naturwelt, wo sich alles zeigt und äußert wie es ist, ohne Manier oder Zwang? In jedem Gesange treffen wir auf neue Beispiele und Proben der männlichen Tugend, der Unerschrockenheit, eisernen Standhaftigkeit und eines unüberwindlichen Heldensinnes; solche Beispiele können nicht

bewundert werden, ohne daß heimlich der Trieb entsteht, sie nachzuahmen und wie die Heroen des Alterthums im Kampfe und durch Körperstärke groß geworden sind, so durch ähnliche Beweise der Seelenstärke und des geistigen Heroismus sich einen Namen zu erwerben. Eben deßwegen ist Homer ein trefflicher Lehrer für die Jugend, weil die Beispiele der Helden, welche er singt, große Gesinnungen nähren und wecken und zu den größten Thaten begeistern.

4. Oktober 1814.

Vormittags 100 Verse im achten Buch der Iliade. Jedesmal, so oft ich den unsterblichen Sänger der Ilias vornehme, fühle ich mich gleichsam neu belebt und mit frischem Muthe gestärkt zum Kampfe gegen mein Schicksal. Und diese Gemüthsstimmung, wem verdanke ich sie anders, als dem unübertrefflichen Dichter, der nie von der Natur abweichend das Menschengeschlecht in seiner höchsten Würde und Kraft, was es fest wollend zu thun und auszuführen vermag, wie aber nichts auf der Erde ohne den Willen der Götter geschieht, schildert und darstellt.

7. Oktober 1814.

Wiederum 100 Verse in Homers achtem Buch der Iliade, V. 100—200. Die Idee eines einzigen Gottes, der über alle andern erhaben, allmächtig sei, muß wohl schon den frühesten Weisen und auch unserm Dichter vor-

geschwebt haben, wenn er dem gewaltigen Zeus die Worte in den Mund legt: εἴμει ϑεῖ κράτιστος ἁπάντων. Schon seine Beinamen: πατὴρ ἀνδρῶν τε ϑεῶν ὕπατος ῥυήστωρ u. s. w. sind eben so viele Belege für diese Behauptung. Das Epitheton πατὴρ beweist, daß Homer und die Griechen in Zeus sich nicht bloß einen strengen und furchtbaren, sondern auch einen milden und väterlichen Herrscher dachten; denn wie könnte ein Volk so roh sein, daß es mit dem Begriff eines Vaters nicht zugleich denjenigen der Liebe, der Versöhnlichkeit und Milde verbände? Uebrigens weckt und unterhält der Sänger der Ilias vielleicht mehr als mancher moderne Dichter die edelsten religiösen Gefühle, indem er Alles, was auf der Erde sich zuträgt, als göttliches Verhängniß darstellt, und Nichts ohne den göttlichen Rathschluß, ohne unmittelbare göttliche Dazwischenkunft geschehen läßt. Wollte man nur, ohne sich an das todte Wort, an Zahlen, Namen oder Personen zu halten, überall in den Alten die Idee auffassen und festhalten lehren, wie ganz anders würde dann der Gesichtspunkt sein, aus welchem sie erklärt, beurtheilt und gelesen werden.

8. Oktober 1814.

Nachmittags Taciti Germania. Sehr wahr bemerkt Müller bei Gelegenheit Herodots und anderer als klassisch betrachteter Schriftsteller, daß die Alten in ihren topographischen

Schilderungen oftmals aus zuverlässigern Quellen als die neuern Geschicht- und Reisebeschreiber geschöpft zu haben scheinen, indem ihre Schilderungen mit der Wirklichkeit, mit Land und Gegend, so wie sie heute noch beschaffen sind, genauer als diejenigen moderner Reisender übereinstimmen. Glaubt man nicht im XVI. Kapitel die sächsischen Lehmhütten vor sich zu sehen? Könnten sie wohl natürlicher beschrieben werden, als dieß in der angeführten Stelle geschieht (X.)? Wie trefflich und unnachahmlich treu der große Geschichtschreiber die Sitten der alten Teutschen den Nachkommen zum Beispiel zu vergegenwärtigen weiß! Wie rühmlich ist für das biedere Volk die Stelle: nemo illic vitia ridet, nec corrumpere aut corrumpi saeculum vocatur, „Niemand lacht dort über das Laster, noch wird verführen und sich verführen lassen Geist des Zeitalters (herrschender Ton) genannt;" und: plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges, „gute Sitten vermögen dort mehr, als anderswo gute Gesetze."

1. November 1814.

An dem heutigen Tage wird von den Bekennern der katholischen Religion das Andenken der Verstorbenen durch Prozessionen und andere gottesdienstliche Gebräuche gefeiert, eine Sitte, von welcher zu wünschen wäre, daß sie sich auch in der protestantischen Kirche erhalten hätte. Ein

Fest, welches der Erinnerung an die Abgeschiedenen geweiht ist, wobei wir uns unsere vorangegangenen Theuern und alle jene verklärten Geister, deren Namen die späteste Nachwelt mit Ehrfurcht nennt, die sich durch unsterbliche Verdienste um die Menschheit den Ruf der Heiligkeit erworben haben, im Bilde vergegenwärtigen, ein solches Fest, mit stiller Andacht begangen, muß auf Sinn und Gemüth den wohlthätigsten Einfluß haben, indem es uns theils mit dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit, an unsern Zustand jenseits des Grabes vertraut macht, theils so manche preiswürdige Muster der Tugend und Frömmigkeit in unserem Gedächtnisse erneuert, endlich auf den innigen Zusammenhang der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, des Diesseits mit dem Jenseits, der ganzen Geisterwelt unter sich, der Geschöpfe mit dem Schöpfer uns aufmerksam macht, und unsere Blicke aufwärts richtet zu dem Throne des Ewigen, zu der hehren Versammlung, wo die Erwählten aller Zeiten und Völker sich begegnen.

27. November 1814.

Ich besinne mich keiner neuen Philosophen, noch irgend eines Lehrbuchs der Lebensphilosophie, welches die wichtigsten Lehren der praktischen Weisheit mit so einfachen und leichtfaßlichen Worten, meistens in Sprichwörtern, welche selbst dem gemeinen Manne verständlich sind, eingekleidet vortrüge,

wie das Buch Jesus Sirach. Es gibt kein Verhältniß, keinen Zustand des Lebens, welchen der unsterbliche Weise nicht berührt, wo er nicht irgend eine treffliche Verhaltungsregel, irgend einen guten Rath ertheilt hätte, wie denn auch dem Leidenden Vieles zum Troste und zur Beruhigung gesagt wird. Die sprichwörtliche Form erhöht den Werth des Buches, da die Weisheit, in leichten, abgebrochenen Sprüchen ausgedrückt, schneller Eingang findet und sich dem Herzen und Gedächtniß tiefer einprägt, als wenn sie von dem gelehrtesten Redner in langen, künstlichen Perioden zierlich und deklamatorisch vorgetragen würde. Solche einfache Sprüche voll Kraft und Klarheit, bleiben länger und tiefer im Sinne eines Jeden haften, der sie einmal beherzigt und das Wahre, das sie enthalten, empfunden hat; sie schweben ihm jedesmal in dem Falle vor, auf welchen sie passen, und mahnen ihn das Gute zu thun, das Böse zu meiden. Eine glänzende und floskulöse Beredsamkeit aber, und der Schimmer weitschweifiger Perioden ist nur für den augenblicklichen Eindruck berechnet; wo sich der Gegenstand von selbst empfiehlt, da bedarf es dieses blendenden Gewandes nicht. Daher verliert die Wahrheit und die Weisheit an Würde und Kraft, so oft sie in einem Schwall von schönen Worten sie zu gewinnen trachtet, und gewinnt sie, so wie sie sich selbst einfach und kräftig vorträgt.

Bruchstücke aus Briefen.

Halle, 26. Mai 1808.

Den 24. Mai mußten wir uns alle in Gala setzen, um den König von Westphalen, welcher die Anstalten des Waisenhauses und Pädagogiums besuchen wollte, gebührend zu empfangen. Herr Kanzler Niemeyer, in dessen Wohnung Ihre Majestät abgestiegen war, ließ uns um zehn Uhr des Morgens sagen: wir sollten uns in Bereitschaft setzen, unter den Kastanienbäumen, welche über den Hof des Pädagogiums eine herrliche Kühlung verbreiten, in eine Reihe stellen, und den König, wenn er käme, mit einem „vive le roi!" und Händeklatschen begrüßen (wie dieß in Frankreich üblich wäre). Das vive le roi! wollte zwar nicht Allen einleuchten, doch bequemte man sich dazu, ohne den Wunsch in dem weitumfassenden Sinne zu nehmen, in welchem er bei edlen und verdienstvollen Männern genommen zu werden pflegt. Noch unterhielten wir uns in traulichen Gesprächen, worin ein jeder die Lage seines Vaterlandes schilderte, als es plötzlich hieß: „Der König ist im Anzuge!" Schnell stellten wir uns in Ordnung, in banger Erwartung, den Herrscher zu erblicken, welcher dem guten König von Preußen den schönsten Theil seiner Staaten entrissen hat. Er trat herein, ein Jüngling von 25 bis 30 Jahren, hager und krän-

kelnd, mit manchem interessanten Gesichtszuge. Dumpf erscholl das vive le roi! durch die Reihen der Scholaren von Herrn Abbé Masnier angestimmt. Mein Blick, nachdem er einige Zeit auf dem König selbst und auf seiner glänzenden Uniform geruht hatte, suchte jetzt die Zierde seines Gefolges, Johann v. Müller, meinen Landsmann, den trefflichsten Geschichtschreiber der neuern Zeit. Bald fand er ihn, einen Mann, ohne vielen Prunk, von kleiner Statur und unansehnlichem Aeußern, aber desto gehaltvoller durch innern Werth. Bescheiden, mit gesenktem Haupte, ging er einher, umgeben von stolzen Ministern und Höflingen, deren keiner ihm an Ruhm gleich kommt. Ach, wie gerne hätte ich ein Wort mit ihm gesprochen, wenn mich nicht die Schaar derer, welche ihn umgaben, und der Glanz der königlichen Majestät zurück gehalten hätten (ich sage der Glanz der königlichen Majestät — denn dieß macht einen ganz besondern Eindruck auf den, der noch nie sie schaute), doch ich tröste mich mit der Hoffnung, Müllern, den trauten Freund der Musen und den erhabenen Gönner der Wissenschaften, einst vielleicht allein noch in dieser Stadt, der berühmten Friedrichsuniversität, zu deren Wiederherstellung er gewiß sehr viel beigetragen hat, zu sehen. Er ist hier sehr beliebt und seine Schriften sind bekannter und werden häufiger gelesen als in seinem Vaterlande. Man hält ihn allgemein für den ein=

zigen Geschichtschreiber unter den Deutschen, welchen man mit Tacitus, Sallust oder Livius vergleichen könnte.

Halle, 26. Februar 1809.

Je mehr ich mit den Alten bekannt werde, desto mehr werde ich für sie eingenommen. Die hohe Energie des Tacitus hat mich mächtig ergriffen, seine unergründliche Tiefe erregt Staunen und Bewunderung, die Reinheit und Strenge seiner Moral bildet den Charakter und veredelt den Sinn. Viele pflegen (besonders in unsern Gegenden) die Alten nur darum zu lesen, um die Sprache zu lernen, in welcher sie geschrieben sind, und denken nicht daran, daß jeder Jüngling, ehe er in das Gewühl der modernen Welt tritt, in dem stillen Tempel des Alterthums sich bilden sollte. Man hält es auch geradezu für unnöthig, daß die, welche nicht zu Gelehrten bestimmt sind, die Schriftsteller der Vorwelt kennen lernen; wer Geschmack an den Wissenschaften findet, den stempelt man zum Gelehrten, den künftigen Kaufmann läßt man im Rechnen und in der französischen Sprache unterrichten, und damit gut! So dachten meine Erzieher und Wohlthäter nicht. Sie öffneten mir von früher Jugend an den Weg zu der edelsten Wissenschaft, zum Studium des Alterthums, denn ehe der platte Geist Vieler mich fortriß, übergaben sie mich den besten Lehrern, sandten mich dann in eine Bildungsschule,

wo ich von deutschen Jünglingen, von ächten Freunden und Rathgebern umgeben bin, wo der reinste Eifer für alles Gute und Schöne, ein wahrer unverdorbener Geschmack, ein gleiches Streben nach Vervollkommnung Jeden beseelt, wo das Schlaffe, Charakterlose eben so sehr wie das Unwissende verachtet wird.

Halle, 6. April 1809.

Ich verwende in diesen Ferientagen einen großen Theil meiner Zeit auf die Prinzipien der griechischen Sprache. Seit ich in den Büchern vieler großer Männer, vorzüglich in Joh. Müller's Briefen an seinen Freund, gelesen habe, daß die Kenntniß der griechischen Sprache der erste Schritt zur Bildung sei, wie sollte ich nicht auch aus dieser Quelle zu schöpfen wünschen? — O der nichtigen, kleinlichen Vorurtheile, als ob diese Sprache nur dem Gelehrten zieme, als ob sie für keinen andern Stand passe! — Steht nicht vor Jedem das unermeßliche herrliche Feld des Wissens offen da, zum Genuß und zur Freude? Soll nicht jeder Jüngling, ehe er in die Verhältnisse des Lebens, in die Zerrüttung der Welt tritt, in den heiligen Tempeln des Alterthums seinen Sinn stärken, und ist nicht Griechenland das wahre erste Alterthum, die unversiegbare Quelle, woraus Römer und alle Völker der neuern Zeit Weisheit und Kraft schöpften?

Halle, 15. Juni 1809.

Beste Mutter, ich bin nicht mehr so glücklich, so froh hier wie sonst; ich sehne mich öfters nach der Heimath, nach meinen Lieben zurück, denn ich habe meinen einzigen besten Freund verloren, vielleicht auf immer verloren. Unsere Verbindung war keine alltägliche Schulgenossenschaft oder gewöhnliche Bekanntschaft, sie verdient mit Recht den heiligen Namen der Freundschaft, sie war es im reinen Sinn. Gott! wie ich diesen Jüngling liebte, wie ich nach seinem reinen Charakter mich zu bilden bemühte, wie er wiederum mit der größten Zuneigung an mir hieng, und wie wir gemeinschaftlich dem herrlichen Ziele der Vervollkommnung entgegen strebten! Einen solchen Freund werde ich nie wieder finden. So unstät, so vergänglich sind die höchsten Güter des Lebens, daß man sie gerade da am häufigsten verliert, wo ihr Genuß am meisten beglückt. Ach, ich dachte ihn noch lange zu besitzen, diesen einzigen theuern Freund; ich dachte am wenigsten, daß er früher als ich diese Schule verlassen würde; da kam ein unfreundliches Schicksal und riß ihn von meiner Seite, gerade zu der Zeit, wo er anfieng mir unentbehrlich zu werden. Und er schied nicht im Glücke von mir; die Leiden häuften sich so sehr auf seine junge, starke Seele, daß er unter der Last fast erlag. Darum schlossen wir unsern Bund inniger und fester, je ähnlicher unser Schicksal wurde,

bei dem Mitgefühl seiner Leiden empfand ich tiefer, was ich an meinem Vater verloren habe. Gott! wenn er, weinend über das Schicksal seiner Eltern und über sein eigenes, an meiner Brust lag, wenn er mir sein tiefgerührtes, verwundetes Herz öffnete, was empfand, was fühlte ich da, wie war es mir, daß ich ihm nicht helfen konnte!

Denken Sie sich den besten, treuesten Sohn, dessen Eltern, vorher im blühendsten Wohlstande, durch die Folgen des Kriegs so viel verloren haben, daß es ihnen unmöglich geworden, die Kosten des hiesigen Aufenthaltes zu bestreiten, dessen theuerster Bruder in östreichischen Diensten kämpfend das Unglück hatte, nach der tapfersten Gegenwehr gefangen zu werden und der jetzt nach dem Verlust der Freiheit einer traurigen Zukunft entgegen sieht, dann haben Sie eine kurze, schwache Schilderung von dem Geschick des Jünglings, der mir auf Ewigkeit verbunden ist. Und er war so fühlend, so tief ergriffen, das Unglück seiner Eltern und seines Bruders rührte ihn mehr als sein eigenes. Hätten Sie ihn gekannt, theure Mutter, Sie hätten ihn auch lieben müssen. Schon in seinem Aeußern drückte sich der Adel seines Herzens aus: er hatte eine schöne Physiognomie, welche Jedermann für sich einnahm, kraftvolle Jünglingszüge, wo die Rosen einer herrlichen Gesundheit blühten. Ich habe K. bis nach Dessau und Wörlitz be-

gleitet nebst seinem edeln Erzieher S. und noch einem Lehrer von hier. Diese drei Tage gehören unter die seligsten meines Lebens.

Halle, 17. März 1810.

Am 1. April wird das Examen der Abgehenden stattfinden. Hr. Kanzler Niemeyer, die meisten Lehrer des Pädagogiums und mehrere Professoren der Universität sind zugegen, unter diesen auch der berühmte Prof. Schütze, prof. eloquentiae, der sich neulich noch durch seine in klassischem Latein geschriebene memoria Mülleri Ruhm erworben hat. Allen diesen werden unsere schriftlichen Arbeiten zur Beurtheilung vorgelegt und darauf beginnt das mündliche Examen. Hr. Prof. Schütze wird uns in Tacitus und Juvenal examiniren, wobei immer lateinisch gesprochen wird. Seine Fragen werden theils kritisch, theils grammatisch, theils ästhetisch sein. In der Religionsgeschichte examinirt der Kanzler, in der politischen und Literaturgeschichte wechselsweise mehrere Professoren, in der Mathematik Dr. Mollweide, im Französischen Abbé Masnier. Zuletzt wendet sich Prof. Schütze mit kurzen Anreden an jeden einzelnen Scholaren, worin er ein strenges Urtheil über den Umfang und die Beschaffenheit seiner Kenntnisse zusammenfaßt und zugleich zu erkennen gibt, ob er ihn für die Universität reif halte oder nicht. Eigentlich nehmen an diesem Examen nur diejenigen Antheil, welche

auf die Universität zu gehen gedenken. Auf den Wunsch meines Lehrers und mehr noch aus eigenem Antriebe habe ich mich entschlossen, diese Prüfung auch mitzumachen und mich mit unermüdetem Fleiße darauf vorbereitet. Das testimonium maturitatis wird für mich in jedem Falle ehrenvoll, in manchem nützlich und dann unentbehrlich sein, wenn irgend eine unvorhergesehene Verbindung der Umstände und Verhältnisse mich bestimmen würde, den Wissenschaften allein zu leben und auf Universitäten meine Kenntnisse zu erweitern. Bei dieser Gelegenheit gestehe ich Ihnen, bester Großvater, daß der innerste Trieb meines Herzens mich eigentlich mit Macht zu dem gelehrten Stande hinzieht, daß ich aber diese Neigung gerne meiner Liebe für meinen Bruder aufopfere, mit welchem ich stets ungetrennt zusammenleben, Beruf, Bestimmung und Schicksal theilen möchte. Der gelehrte Stand würde mich nicht allein von meinem Bruder, sondern auch von meinem Vaterlande, wo für den angehenden Gelehrten wenig Aufmunterung ist, vielleicht auf immer entfernen; dieß aber vertrüge sich weder mit meiner ewigen Freundschaft für den einen, noch mit meiner Anhänglichkeit an das andere. Daher mein Vorsatz, bei meiner Wahl des Handelsstandes zu bleiben, da die kaufmännischen Geschäfte immer noch Zeit für das Studium der Wissenschaften übrig lassen, die ich niemals vernachlässigen oder versäumen werde.

Leipzig, 26. Dez. 1812.

Ich bin hier über die Weihnachtsferien und benutze die Muße, die sich mir anbietet, um das nachzuholen, was ich, Deinen lieben Brief beantwortend, noch zu sagen und Dir mitzutheilen habe. Ueber Leipzig und meinen hiesigen Aufenthalt, der mir auch in wissenschaftlicher Hinsicht nützlich sein wird, wüßte ich Dir noch nichts zu erzählen, da ich erst gestern Abend eingetroffen bin und außer bei Hrn. L. und Dr. M. noch keine Besuche abgestattet habe. Ich kehre demnach lieber nach Wittenberg zurück und schildere Dir mit einigen Worten mein dortiges Leben, Weben und Sein. Das Leben ist ein sitzendes; Bekanntschaften habe ich wenige, auch suche ich keine, weil der gesellschaftliche Ton, wie er dort ist, mir nicht recht behagen will. Mit Scheu bin ich desto häufiger zusammen und wir pflegen gewöhnlich die Abendstunden von 7 bis 9 in freundschaftlichem Gespräche zuzubringen. Den einen Abend gehe ich zu ihm: er regalirt mich mit Kartoffeln und Bier; den andern Abend kommt er zu mir: ich bediene ihn mit einem Thee, den er liebt. Da wird denn Vieles über die Schweiz gesprochen, es werden Plane ausgedacht, wie es einzuleiten sei, daß Scheu in meinem Vaterlande, wenn nicht in Zürich, vielleicht in St. Gallen oder Aarau bei den dortigen Schulen eine Stelle erhalten könnte u. s. f. Meistens ist die Unterhaltung wissenschaftlich, für mich

belehrend und bildend in hohem Grade. So vergeht ein Tag wie der andere schnell, keiner ohne daß ich mir neue Kenntnisse erworben, etwas Bleibendes gesammelt hätte. Bei meinem Studieren, bei aller meiner Lektüre habe ich nur einen Gesichtspunkt im Auge, ein Ziel, das ist das sicherste Mittel zum Weiterkommen. Was ich in den Alten, in den Historikern und Dichtern für meine Wissenschaften, Rechts- und Staatswissenschaft, Brauchbares finde (und die Alten sind reich an trefflichen Beobachtungen für den Staatsmann und Gesetzgeber) das fasse ich begieriger auf, präge es mir ein zu künftiger Anwendung im Leben; ich lese jetzt nebenbei Montesquieu (esprit des loix), ein treffliches Werk für das Studium der Gesetzgebung.

Wittenberg an und für sich ist ein obskurer Ort, jetzt, da es an der Militärstraße liegt, ziemlich lebhaft durch die häufigen Transporte von Truppen, Munitionswagen u. s. f., welche zur großen Armee abgehen. Die Studenten stehen daselbst in großer Autorität: der Ton unter ihnen ist nicht so superfein wie in Göttingen, aber kordial und fidel. Gegen mich, als einen Schweizeroffizier, welchen Titel ich an passendem Orte geltend zu machen weiß, sind sie äußerst zuvorkommend; ich benehme mich politisch und suche, ohne nähern Umgang mit ihnen zu haben, es mit keinem zu verderben, sehe jedem frisch unter die Augen, nehme im Gespräch mit ihnen einen fermen, entschiednen

Ton an, rühme ihnen zuweilen unsere Schweiz an und erhebe die vaterländische Natur, reiße sie durch meine Schilderungen so hin, daß sie alle in Sehnsucht zerfließen nach dem glücklichen Lande und fehlte nur der nervus rerum nicht, stante pede dahin aufbrechen möchten. Manchen dieser marzialischen Musensöhne habe ich schon durch mein Violoncellspiel entzückt; es kömmt ihnen ganz unbegreiflich vor, daß man auf einem solchen Instrumente so süße Töne hervorbringen könne; an den Flageolettönen finden sie ein ausgezeichnetes Wohlgefallen. Durch die ganze Stadt ist bereits der Ruf des schweizerischen Violoncellisten erschollen; neulich kam ein unbekannter Herr Doktor zu mir, der den Wunsch gegen mich äußerte, daß ich ihn, einen Violinspieler und einige seiner Freunde bei Quartetten akkompagniren möchte. Es soll mich wundern, was das für Virtuosen sein werden. — Mir selbst gewährt mein Violoncell manchen süßen Augenblick; ich pflege gewöhnlich des Abends nach vollendeten Studien mich daran zu vergnügen, oft in Gegenwart meines Freundes, der für die Musik Sinn und Neigung hat. Uebrigens ist die Zahl der Musikliebhaber in Wittenberg geringe, und wenn welche da sind, so ist es mit ihrer Kunst nicht weit her; die sogenannten Stadtmusici treiben die Musik meistens nur als Handwerk; kaum habe ich einen unter den letztern auftreiben können, der die Violine noch so passabel spielt und mich wöchentlich

eine Stunde zu den Rombergischen und andern Duetten akkompagnirt. Wenn Du mich nicht auf Chladni aufmerksam gemacht hättest, so würde ich mich schwerlich mehr erinnert haben, daß er aus Wittenberg gebürtig ist. Kurz vor meiner Abreise habe ich mich nach ihm erkundigt und erfahren, daß er sich wirklich seit mehreren Monaten in seiner Vaterstadt aufhält. Ich will es nicht versäumen, sobald ich wieder zurück bin, ihn zu besuchen; habe ich ihn doch, wie er, eingeladen von der Künstlergesellschaft, an einem Mittagessen auf dem Höckler Theil nahm, näher kennen gelernt. Erinnerst Du Dich noch, wie Heß damals auf ihn improvisirte? Das wird ihm wohl nicht aus dem Gedächtniß gekommen sein; ich verspreche mir daher eine gute Aufnahme.

Du siehst aus diesem Allem, mein lieber Bruder, daß eigentlich für gesellschaftliche Freuden, für Kunstgenuß in Wittenberg wenig oder gar nichts zu erheben ist; desto ungestörter kann man sich dagegen den Wissenschaften widmen, eben weil es an Gelegenheiten zur Zerstreuung gebricht. Auch bin ich, wie Du weißt, nicht nach Wittenberg gegangen, um da die Finessen des gesellschaftlichen Umgangs, das savoir vivre in französischem korruptem Sinne vollends zu studiren und mir eigen zu machen; das findet sich alles nach und nach von selbst und läßt sich

während eines kurzen Aufenthaltes in großen Städten wie Berlin, Dresden, Paris, im Umgang und in der Unterhaltung leicht auffassen. Die Regeln der Höflichkeit des Benehmens im Umgange gibt größtentheils schon der gesunde Menschenverstand ein; anders ist es mit der innern Bildung; diese erfordert Anstrengung und Mühe, diese möchte ich auf Universitäten erlangen. In solchem Streben ist mir die bereits dahingeschwundene Zeit meines akademischen Lebens schnell vorübergegangen, und der Gedanke, daß eben so rasch auch die noch bevorstehende Zeit verfließen werde, die ich getrennt von allem Lieben zubringen muß, ist allerdings erheiternd für mich, da er mir den Augenblick des Wiedersehens näher rückt. Mit mehreren meiner alten hallensischen Freunde habe ich eine Korrespondenz angeknüpft. Einer von ihnen, v. Gundlach, studirt jetzt in Göttingen; er fand sich durch die Nachricht, daß ich wieder in Deutschland sei, angenehm überrascht und ladet mich ein, recht bald nach Göttingen zu kommen, wo ich dann auch ein Jahr noch mit ihm zusammen zu sein gedenke. Wenn alsdann aus der Reise nach Paris etwas wird, so kann ich sie in seiner Gesellschaft machen, was mir allerdings sehr erwünscht sein müßte, da Gundlach sich auf das nämliche Fach legt, wie ich, Staatswissenschaft und Jurisprudenz, überdieß unter meinen jüngern Freunden derjenige ist, auf welchem ich am meisten halte.

Leipzig, 24. Febr. 1813.

Inniggeliebter Bruder! Mein Freund lebt nicht mehr. Ein Nervenfieber hat ihn in sieben Tagen dahingerafft. Die Vorsehung wollte, daß ich vor seinem Tode ihn noch einmal sehen, während eines, wenn gleich schnell entflohenen, doch für meine Bildung unendlich wichtigen Zeitraumes, das hohe Beispiel seiner Tugend vor mir haben und manche schöne Lehre aus seinem Munde vernehmen sollte. Daher kam wohl die Sehnsucht, die mich unwillkührlich nach Wittenberg trieb. Dieser Ort hat jetzt nichts mehr, das mich anzieht; ich würde, wäre ich dort geblieben, meines Lebens nicht froh werden können. Das hätte mich indessen noch nicht zur Abreise bestimmt. Ich habe sie dem ausdrücklichen Rathe des Arztes folgend unternommen. Nach vielen schlaflosen Nächten, die ich theils am Bette des Verstorbenen durchgewacht, theils in der Bangigkeit des Gemüthes sonst der Ruhe entbehrend zugebracht habe, fühle ich mich, ohne gerade krank zu sein, erschöpft und ermattet. In Wittenberg hing ich unaufhörlich dem Gedanken an den theuern Abgeschiedenen nach; da ich mich außer ihm an keinen Andern angeschlossen hatte, da er mir dort Alles in Allem war, so mußte das Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins um so drückender auf mich fallen. Es beunruhigte mich ferner, daß das Fieber, welches mir meinen

Freund geraubt hat, in Wittenberg epidemisch um sich greift; ich war überzeugt, daß auch Du und ihr alle meine Lieben, wenn ihr dieß wüßtet, mir zur schleunigen Abreise rathen würdet. Den Weg von Wittenberg hieher habe ich glücklich zurückgelegt; das helle schöne Wetter hat mich wieder aufgeheitert, ich habe mich wieder gesammelt, und die erste wichtige Frage ist nun wohin? — Die Sorge für meine Gesundheit muß mich, wie Du wohl einsehen wirst, bestimmen. Gestern Abend, wie ich hier ankam, überfiel mich eine ungewöhnliche Mattigkeit; ich zog deßwegen einen Arzt zu Rathe. Jetzt ist es mir wieder besser; doch muß ich noch etwa eine Woche hier bleiben, und ehe ich weiter reise, das Wiederkehren der Kräfte abwarten. Ich beziehe ein bequemes stilles Privatlogis und werde mich da bald erholen. Durch den tieferschütternden Verlust und die Leere, welche er um mich verbreitet, ist natürlich die Sehnsucht nach der Heimath, nach Dir, nach allen meinen Theuern stärker in mir aufgeregt worden. Das beste Mittel also zur Wiederherstellung scheint mir das zu sein, daß ich den Weg nach der Heimath einschlage und den Regungen des mächtigen Gefühles folge.

Solothurn, 19. August 1822.

Bester Bruder! Endlich ist's vorbei mit den Festlichkeiten und Ergötzlichkeiten, welche der musikalischen Gesell-

schaft zu Ehren veranstaltet worden sind, und so kann man sich wieder sammeln und zu sich selbst kommen. Ich gestehe dir aufrichtig, daß es mir hier in Solothurn recht sehr wohl gefällt; die grünen Umgebungen in der Nähe und in der Ferne hinter dunkeln Wäldern die höchsten Gletscher der Alpen; die edel gebaute Stadt, mit geräumigen Straßen und die herrliche Kirche, die überall so schön in's Auge fällt, das Alles eignet sich höchlich dazu, den hiesigen Aufenthalt anziehend zu machen. Das Landhaus, wo wir wohnen, ist ebenfalls auf's reizendste gelegen und in einem wahrhaft großen Style aufgeführt; ein sehr hoher Saal, mit Nebenzimmern zu beiden Seiten, nimmt die ganze Breite des zweiten Stockwerkes ein, so daß man in dessen Mitte durch Glasthüren, außerhalb welchen sich zwei mit der Saalesbreite gleichlaufende Balkone befinden, zugleich gegen Nordwest den Weißenstein mit der Jurakette und gegen Südost die hohen Alpen zu Gesichte bekommt. In der That ein einziges Schauspiel, dessen Größe noch dadurch erhöht wird, daß die schwarzen Tannenwälder im Hintergrunde mit den blendenden Schneegebirgen einen unvergleichlichen Kontrast bilden. Dem Gebäude sieht man es übrigens leicht an, daß dessen Erbauer, einer der Vorfahren unsers Obersten von S., das Bild der Bauwerke des Zeitalters Ludwigs XIV. und XV. in sich trug. Er stand im Dienste des französischen Hofes und soll den Plan

dazu nach Hause überschickt haben, ohne daß es ihm möglich war, das Werk vollendet zu sehen.

Um auf unsere Musikgesellschaft zurückzukommen, so haben die Proben zur Kirchenaufführung sowohl als zum Konzert unsäglich viel Arbeit und Anstrengung gekostet. Montags war der Anfang der Probe um vier Uhr und wir blieben bis gegen halb zehn Uhr des Abends bei Lichtern an den Pulten sitzen. Mittwochs war des Einübens zu den Konzertstücken kein Ende; um neun Uhr fingen wir an bis gegen ein Uhr; um zwei ging's wieder los, und um vier Uhr nahm das Konzert seinen Anfang. Dennoch mußten mehrere Stücke ohne Probe abgespielt werden.

Gestern Nachmittags wäre ich gar zu gerne auf den Weißenstein gegangen; leider aber hat die Witterung, die uns fünf Tage hindurch so außerordentlich günstig war, sich ins Regnerische umgeändert, und so will ich diese trüben Tage zur Besichtigung der Memorabilia Solodurensia benutzen und gedachte Partie auf den ersten Augenblick verschieben, wo die Sonne wieder hervortritt. Zurückreisen möchte ich nicht, ohne zum wenigsten mich in der Umgegend etwas umgesehen zu haben.

Letzten Donnerstag hat das große Schießen, das hier veranstaltet war, seinen Anfang genommen. Auch da gibt es viel Merkwürdiges zu beobachten. Es war ein recht erhebender Anblick, wie die Schützen aus Bern und Nidau

und Biel, mit ihren hochflatternden Schützenpannern, in großen Wagen, die mit Eichenlaub und Tannenreisern auf's geschmackvollste geschmückt waren, Donnerstag Vormittags hier angefahren kamen und unsere Freuden und Ergötzlichkeiten noch theilen halfen, so daß Alles sich verinigt, diese Tage zu wahren Nazionalfesttagen zu machen.

Um noch ein Wort vom Gesange zu sprechen, so war der Chorgesang in der Kirche stärker und vollklingender als irgend sonst anderwärts. Dazu haben die vielen Geistlichen und Chorherren, die dabei waren, nicht wenig beigetragen. Denn eben das ist ja die ursprüngliche Bestimmung der Chorherrenstifte, daß der Chorgesang durch sie in Aufnahme komme. Aber auch an guten Solosängerinnen hat es keineswegs gefehlt. So besitzt eine gewisse Dlle. Tuggener aus Solothurn eine eben so rührende als starke Stimme, die sich in der Kirche vortrefflich ausgenommen hat.

Zu Karikaturen hätte ein Zeichner auf dem Orchester Stoff gefunden. Besonders auffallend nahm sich der weiland Bürgermeister von Rheinfelden bei seinem Contrebaß mit seiner Perücke und in seiner altfränkischen Tracht aus. Einen eben so drolligen Abstand bildeten die fetten Chorherren unter den Sängern mit den luftigen Leutchen aus dem Waadtland und den geputzten Sängerinnen. Sodann der Chorege oder Taktführer des Sängerpersonals, dessen

Kopf sich bei jedem Taktschlage links oder rechts neigte, während das selige Gefühl, dirigiren zu können, aus allen seinen Blicken strahlte. Ferner die beiden Orchesterdirektoren aus Bern und Zürich, deren Jeder wenigstens eben so viel als der andere vorstellen wollte, und welche abwechselnd den Platz bei der ersten Violine als Vorspielleute besetzt hielten. Dieß hatte klug genug der umsichtige Tollmann veranstaltet. Endlich dieser Letztere selbst, als Orchesterführer auf seinem erhabenen Standpunkt über Alle hervorragend und das Ganze leitend, durch Geberden und Mienenspiel sein Wohlgefallen oder Mißfallen zu erkennen gebend.

Chur, 27. August 1825.

Dein Schreiben vom 15. dieß lag in meinem Schlafzimmer auf dem Tische und überraschte mich auf's Erfreulichste, als ich letzten Donnerstag Abends von einer Alpenwanderung zu Pferde, die ich mit J. v. S., dem Taufpathen unserer lieben Mutter, gemeinschaftlich machte, glücklich und wohlbehalten hieher zurückgekehrt war. Der Ritt ging zuerst nach Malans, woselbst wir im Schlosse bei dem Landammann J. Ulrich v. Salis, dem ältesten Sohne des Dichters, einige Tage verweilten; dann, als das Wetter besser wurde, durch's Prättigau nach dem merkwürdigen Badorte Fideris, hierauf nach Klosters, und

Abends spät, als es schon finster wurde, über den Berg unter Sturm und Regen nach Davos, alsdann über den rauhen Flüelsberg eine Strecke weit über Schnee nach Süß, von hier bei der schönsten Witterung an einem Tage nach St. Moritz, woselbst wir die Madame de C. nebst dem Pfarrer H. von Winterthur fanden, mit welchem wir Tags darauf eine schon verabredet gewesene Lustpartie nach Pontresina und auf den Berninagletscher mitmachten, die ausnehmend erfreulich ausgefallen ist. Wir beide nebst einem Landammann Lanicca von Thusis begleiteten die englische Dame zu Pferde. Ihre Gewandtheit im Reiten setzte uns in Verwunderung; fast immer ritt sie starken Trab und öfters Galopp, so daß wir auf unsern gemietheten Kleppern aus Chur kaum nachfolgen konnten. Für mich war das eine gute Schule; ich bin meiner Lebtage noch nie so ununterbrochen lebhaft davon geritten. Auf dem Gletscher wanderten wir ziemlich weit vorwärts; er ist sehenswerth, aber dem mer de glace in Chamouny kommt er bei weitem nicht gleich. Das obere Engadin mit seinen schönen Flecken, Wiesenfluren, Seen und den nahen Gletschermassen hat mich in Erstaunen gesetzt; ich habe bis jetzt nichts Aehnliches in der Schweiz gesehen. Besonders werden diese sonst so wilden Thäler durch den sanft dahinfließenden Innstrom und die stillen himmelblauen Wasserspiegel bei St. Moritz und Silvaplana unendlich gemildert

und verschönert. Am Fuße des Berninagletschers sahen wir Arvenbäume von hohem und herrlichem Wuchs, welche zuoberst über und über mit Nüssen behangen waren. Freund Jakob kletterte hinauf wie ein Eichhörnchen und holte deren mehrere herab. Das dunkle Nadellaub der Arven bildet mit dem hellern Grün der Lerchen einen malerischen Abstand. Von St. Moritz gieng's weiter nach Silvaplana und über den Maloja in's Bergell hinunter nach Soglio, dem Stammorte derer von Salis, indem alle dieses Geschlechtes ursprünglich von hier stammen, und hier auch die Trümmer der Burg sich befinden, wo der aus Italien herübergewanderte Stammvater der Familie sich zuerst niederließ. Das neue Schloß in Soglio ist ein pallastähnliches Gebäude mit zwei Flügeln, ungefähr wie das Werdmüllersche Gut, aufgebaut zu jener Zeit, als der Adel aus Graubünden in Chiavenna noch ausgedehnte Grundstücke besaß, und namentlich viele aus der Familie von Salis sich dort beständig aufhielten. Des Sommers nun, wenn die Hitze in Chiavenna zu stark war, diente der Pallast von Soglio zum Landaufenthalt. Jetzt wohnen daselbst die drei Brüder, die mit Dir in Halle auf dem Pädagogium waren, mit ihren Schwestern, von denen eine mit dem Bruder des Dichters verheirathet ist. Wir blieben zwei Tage in Soglio. Es würde zu weit führen, wenn ich Dir erzählen wollte, wie sehr die erhabene Natur dieser Gegend mich angesprochen

hat. Die Ansicht von Castellaz, den Ruinen der mehrgedachten Stammburg, aus, würde das herrlichste Landschaftsgemälde bilden, das sich denken läßt. Vorüber steile, jedoch mit Waldung bekleidete Felsengebirge, hinter welchen der Bondascagletscher hervorschaut, unten im Thale ein Kastanienwald von einer Ausdehnung, wie sich in ganz Italien kein ähnlicher findet; weiter hinauf die Uebersicht in den untern Theil des Bergells mit dem Pallaste von Bondo, welchen ganz kürzlich der in Wien sich aufhaltende k. geheime Rath von Salis hat aufbauen lassen; unweit von dem alten Schlosse ein herrlicher Wasserfall, die Maira, welche durch wilde Felsen sich rauschend ihre Bahn bricht; die Schneegebirge und Felsenkuppen fast immer in Wolken gehüllt und hinabwärts in der Richtung von Chiavenna eine Stelle am Horizont, welche fast immer wolkenfrei ist und aus der Ferne schon andeutet, daß dort das Land liege, wo ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht; dann in Soglio selbst, obwohl dasselbe ganz in der Höhe auf einem schönen Alpenboden liegt, und man von Casta Segna her fast eine Stunde hinaufsteigen muß, die reine Bergluft, auf's Lieblichste gemildert durch die sanften Lüftchen, welche aus dem Thale von Chiavenna heraufwehen: dieses alles hat einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich gemacht, der mir stets unvergeßlich bleiben wird. Ein Landschaftsmaler aus Rom soll hier so in Entzücken gerathen sein, daß er sich

auf die Erde hingelegt habe, wie wenn er das erhabene Schauspiel zeitlebens betrachten wollte. Er soll darauf zwei Gemälde verfertigt und für jedes fünfzig Louisd'or gelöst haben. Von Soglio gieng's weiter nach Chiavenna und dann über den Splügen hierher zurück. Gar zu gerne wäre ich von Chiavenna aus südwärts gegangen, aber mein Reisegefährte wollte zurück und ich hielt es für schicklich, ihn nicht zu verlassen, da ich ihm so viel Angenehmes zu verdanken hatte.

Und hiermit für jetzt genug. Ein Mehreres in der Folge.

Genf, 2. August 1826.

Mein Logis in der Campagne Saladin in Frontenex ist ganz herrlich; ich fahre jeden Morgen mit Freund T. zur Stadt und habe in dem Hause Saladin ein Zimmer, woselbst ich meine musikalischen Exerzizien vornehme. Zum Empfange und zur Unterhaltung der Mitglieder der Musikgesellschaft ist alles, wie sich dieß von Genf erwarten ließ, so festlich und geschmackvoll eingerichtet, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Gleich nach unsrer Ankunft auf dem Dampfschiff Winkelried, dessen Saal mit Mahagoniholz ausgetäfelt und über und über mit Spiegeln besetzt ist, wurden wir in den botanischen Garten geführt, woselbst uns zuerst der Präsident Mr. de Constant mit einer kurzen, gediegenen Anrede, dann aber ein wirklich ausgezeichneter

Tenorsänger, Mr. Deodati, mit einem hübschen Gedichte: Enfans de Tell, soyez les bienvenus begrüßte. Dann wurden in einem Nebensaale des Treibhauses, der mit blühenden Pflanzen der seltensten Art ausgeschmückt und mit Wohlgerüchen erfüllt war, und woselbst auch viele Damen sich einstellten, Erfrischungen in Menge genossen und eine hübsche Musik von Blaseinstrumenten ließ sich in der Ferne hören. Ringsumher drängte sich überall die Volksmenge zu den Gittern und bezeugte ihre Theilnahme an diesem schönen Volksfeste, welches auch der Himmel durch die herrlichste Witterung begünstigt. Im benachbarten Hofe des Pallastes Eynard war die ganze Familie dieses um Griechenland so hochverdienten Mannes versammelt und er selbst fehlte auch nicht. Jene hohen Personen, deren Gegenwart erwartet wurde, der Herzog von Orleans, die Duchesse de Berry u. s. f. sind weggereist, dagegen hält sich die Lady Cochrane fortwährend hier auf und hat ein Landgut gemiethet; sie soll noch jung und hübsch sein und auf ihrem Wagen beständig vier Leopardenfelle mit sich führen, deren eines von einem Lakai jedes Mal, wo Mylady aussteigt, auf den Boden gelegt wird. Sie soll von dem Gelingen der Unternehmung ihres Ehemannes die größten Hoffnungen nähren und in einer Gesellschaft geäußert haben, daß er entweder umkommen oder die türkische Flotte vernichten werde. Jüngster Tage ist auch die Familie Marcet

von Florenz angelangt. Der Sohn Marcet, ein Enkel des Banquier Haldimand ist eben der, von welchem es in den Zeitungen hieß, er sei nach Griechenland gegangen. Ich hoffe irgendwo mit ihm zusammenzutreffen. Wie interessant mag es sein, ihn zu sprechen? er soll in Napoli di Romania gewesen sein und die Trümmer von Missolunghi gesehen haben. Gestern Abend war die ganze Gesellschaft zu Mr. de Constant in dessen Landsitz jenseits der Arve eingeladen. Es waren in dem weiträumigen englischen Garten überall Bänke und Tische hingestellt, zu welchen sich die Herren und Frauenzimmer gruppenweise hinsetzten und sich nach einer musikalischen Anstrengung von sechs Stunden die reichlich vorhandenen Erfrischungen köstlich schmecken ließen. Mit Anbruch der Dämmerung wurde dem Garten gegenüber, jenseits der Arve, ein Feuerwerk abgebrannt, und bald darauf wurden in den Kastanienalleen hängende Leuchter und im ganzen Garten Lampen angezündet, was eine ganz magische Wirkung hervorbrachte. Es machte mir viel Vergnügen, hier auch den Syndic Schmidtmeyer und dessen Gemahlin zu sehen. Heute Nachmittags geht die Kirchenmusik vor sich; die gestrige Probe lief aufs Befriedigendste ab; Madame Lullin und Frau von Blumenthal sind die Hauptsängerinnen; der Chor schien mir nicht sonderlich ergiebig zu sein; doch kann man hierüber nicht gehörig urtheilen, wenn man selbst auf dem Orchester mitspielt, da

der Gesang sich von denen, gegen welche er gerichtet ist, weit besser vernehmen läßt. Alle Zuhörer, die bei der Probe anwesend waren, — und die Kirche war angefüllt —, sollen besonders über die Komposizionen von Mozart und Beethoven in hohes Entzücken gerathen sein. Auch T. und seine Gattin fanden alles weit über ihrer Erwartung. Dem heutigen Essen werde ich nicht beiwohnen, da ich, um morgen gut disponirt zu sein, Schlaf und Ruhe bedarf; indem ich mit einem starken, den heillosen Strapatzen auf der nassen Bergwanderung zuzuschreibenden Schnupfen geplagt bin, übrigens aber mich vollkommen wohl befinde.

Und nun noch einige Worte über die letzten Tage unserer Alpenwanderung. Von Signau aus, woher ich schrieb, gieng's ins Gurnigelbad; nach Weißenburg wollte Freund Hirzel mich nicht begleiten und ich wollte mich nicht von ihm trennen, weil solches bei der fortwährend schlechten Witterung, wo man befürchten müßte, zuletzt irgendwo stecken zu bleiben, keineswegs räthlich gewesen wäre. Tags darauf aus dem Gurnigelbad über Guggissperg und das äußerst merkwürdige Thälchen des Schwarzseebades über hohe Alpen nach Jaun oder Bellegarde, wo eine starke Quelle als Wasserfall aus Felsen in den darunter wegfließenden Bergstrom der Jaun hinabstürzt; dann nach Abläutsche und über die Höhe ins Saanenthal herab bis an den Fuß des Dent du Jaman; in allem 10 ½ Stunden,

eine gewaltige Tagreise, aber zum Glück bei sich aufhellendem Wetter. Endlich über den Jaman nach Vivis zum Mittagessen in sechs Stunden und in der Diligence nach Lausanne. — Doch ich muß enden; die Zeit drängt und schon kommt unser getreue Lastträger Hs. Ulrich, der mein Violoncell in die Kirche tragen muß.

London, 14. August 1827.

Bester Bruder! Letzten Freitag, am zehnten dieß, bin ich, Gott sei Dank, glücklich, aber nicht ohne einige Gefahren, welche unser Dampfboot zu bestehen hatte, hier angelangt und zwar noch zu gehöriger Zeit (zwei Uhr Nachmittags), um die belästigenden Geschäfte auf dem Fremdenbüreau und dem Zollhause, worüber wenigstens drei Stunden verflossen, in Ordnung zu bringen. Die Gefahr, welche wir bei der Ueberfahrt bestanden, war diese, daß unser Boot an einem holländischen Kauffahrtheischiffe anstieß, wodurch das Rad ein wenig beschädigt, aber auf der Stelle wieder reparirt wurde. Der Schlag war so erschütternd und heftig, daß ein ziemlich betagter Mann, der auf dem Verdecke gleich neben mir stand, vor Schrecken zu Boden stürzte und das Knie brach. Glücklicher Weise war ein Wundarzt auf dem Schiffe, der sogleich Rath und Hülfe schaffte. Der Verwundete wurde theils von den Seinigen, theils von dem Kapitän und den Aufwärtern

auf's allerzärtlichste besorgt; es wurde ihm auf dem Verdecke ein Bett und über dasselbe hin ein Zelt zubereitet. Im Uebrigen war die Fahrt äußerst günstig und der Wind zuerst ebenfalls, der Sonnenuntergang auf dem Meere, und die mondhelle Nacht unvergleichlich. Die Seekrankheit, im eigentlichsten Sinne, bekam ich nicht, nur etwas schwindlicht ist mir geworden. Ich blieb bis gegen zwölf Uhr Mitternacht auf dem Verdecke und ging erst in die Kajüte hinunter, als die See stiller wurde, wo ich denn in meiner niedlichen Bettstätte von Mahagoniholz ganz vortrefflich schlief. Als ich erwachte und auf's Verdeck ging, erblickte ich die Küste Albions vor mir und unzählige Kauffarthei- und Dampfschiffe, welche der großen Hauptstadt zueilten und von ihr herkamen. Den Kapitän eines von London kommenden Dampfschiffes befragte der unsrige durch's Sprachrohr: What news? Es erfolgte eine mehrmalige Antwort, die wir aber nicht verstehen konnten. Endlich wurde sie verstanden; sie lautete: Canning is dead! Denke dir unser Entsetzen und die Trauer, in welche zumal die Engländer versetzt wurden. Canning's Leichenbegängniß wird nächsten Donnerstag in der Westminster-Abtei vor sich gehen: sein Grab liegt zu den Füßen des unsterblichen Pitt. Ich hoffe den Begräbnißfeierlichkeiten beiwohnen zu können. Kaum war ich in George et Vultun inn. abgestiegen, so erfuhr ich auch schon durch die

Times, daß unser Martin Usteri dahin geschieden sei. Samstags frühe ging ich allererstens zu Ackermann, der mich freundschaftlich empfing und mir das nämliche bourding house ganz in seiner Nähe anweisen ließ, wo Niemeyer logirte und wo ich zwei Guineen für die Woche bezahle. Da lebe ich nun stiller und wohlfeiler als in einem Gasthause und mache mir jeden Tag meinen Marschplan. Mit Prevost besah ich den Tunnel und die **London Docks**, zwei wahre Weltwunder, worüber es viel zu erzählen geben wird. Jener Seidenstoffhändler Leaf hat mich gar freundschaftlich empfangen und auf's Essen zu sich eingeladen. Er besitzt ein Waarenlager von ungeheuerm Umfang, in zwanzig Departements vertheilt und unter hundert Kommis stehend. Von dem neuen Ministerio verspricht man sich eben so viel Gutes und insbesondere für die Nazionalindustrie Ersprießliches als von dem alten, indem Lord Goderick in Allem die Grundsätze Canning's theile und mit dem jetzt in Frankreich zur Herstellung seiner Gesundheit befindlichen Huskisson auf's innigste verbunden sei. Eynard und Capo d'Istria halten sich noch hier auf.

London, 11. Oktober 1827.

Von Herzen gerne schreibe ich noch Ein Mal an Euch vor meiner Abreise von hier, die übermorgen in Gesellschaft zweier Deutschen über Dover und Calais nach Paris er-

folgen wird. Nun noch Weniges über meine Reisen, das Mehrere nach meiner Heimkunft. Von London ging's mit dem Dampfboote zwei Tage und eine Nacht bei sehr stürmischer See nach New-Castle, von da an einem Tage bei der herrlichsten Witterung über Land nach Edinburgh. Hier verblieb ich drei Tage, bestieg den Arthurssitz, dessen Aussicht wohl in der Welt ihres Gleichen nicht hat, und reiste dann in Gesellschaft eines jungen deutschen Naturforschers, Reinhart, der das schottische Hochland und selbst die Insel Staffa und ihre wunderwürdige Basalthöhle besucht hatte, nach Lanark, wo wir die ausgedehnten Spinnereien des menschenfreundlich-gesinnten Owen nebst den damit verbundenen Schulen und die nahe dabei befindlichen Wasserfälle des Clyde besuchten; dann nach Glasgow, wo ein Bekannter meines Reisegefährten uns alle nur ersinnlichen Freundschaftsdienste erwies; durch ihn wurden wir in eine Kattunfabrik, die gegen 2000 Arbeiter beschäftigt, und in die Strafanstalt, nach meiner Ueberzeugung die besteingerichtete unter allen, die ich sah, so wie auch in den schönen botanischen Garten eingeführt. Wir blieben drei Tage in Glasgow und setzten noch per Dampf nach Belfast über. Die Ueberfahrt dauert gemeiniglich achtzehn Stunden, die unserige sechs und zwanzig. Anfangs schien alles günstig, bei Anbruch der Nacht wurden wir in dem ohnehin gefährlichen irischen Kanale von einem furchtbaren

Sturme überfallen, der unser kleines Boot entsetzlich auf den hohen Wellen herumwarf. Unser Kapitän entschloß sich in dieser Krisis, nicht vorwärts zu fahren, sondern rückwärts der schottischen Küste, von welcher wir etwa drei Stunden entfernt sein mochten, zuzusteuern. Es gelang ihm wirklich, eine schottische Bucht zu gewinnen, in welcher wir Schutz fanden und uns vor Anker legten, bis die Gefahr vorüber war. Mit welchen Gefühlen des Dankes und der Freude begrüßten wir die Sonne, als sie gegen zehn Uhr Morgens wieder hervortrat und die Wellen sich besänftigen. Von Belfast, an einem schönen Tage nach Dublin mit der royal mail, fast beständig in vollem Gallop, auf dem Bocke sitzend. Wie verschieden ist das fruchtbare, weidenreiche Irland von der armseligen Vorstellung, die ich mir davon gemacht hatte! In Dublin fand ich glücklicher Weise meinen Genferbekannten Palmer, und erhielt durch ihn sogleich eine ministerielle Bewilligung zum Besuche des dortigen Penitentiary. Drei Tage in Dublin. Dann über See nach Holyhead. Höchst glückliche Ueberfahrt. Die Bangorbrücke ist das größte Wunder, das ich jemals gesehn. In Liverpool langte ich sehr ermüdet an, da ich die ganze Nacht durch gefahren hatte. Durch die äußerst liebenswürdige Familie M. wurde ich mit dem Geschichtschreiber Roscoe bekannt. Welch ein wohlgestalteter, munterer und kräftiger Mann im zwei und achtzig=

sten Altersjahr! Er lud mich zum Frühstück ein, besprach sich auf's freundlichste mit mir über Strafanstalten und Strafdisziplin, und schenkte mir mehrere Werke, die er über diesen Gegenstand, der gerade sein Nachdenken beschäftigt, geschrieben hatte. Ich blieb über vier Stunden bei ihm; er führte mich in sein Studirzimmer und zeigte mir da mehrere Gemälde und Zeichnungen unseres Landsmannes Füßli, mit welchem er in der genauesten Verbindung stand. Er wird nächstens eine neue Bearbeitung seiner Geschichte Leo des X. herausgeben. Von Liverpool, wo ich drei Tage verblieb, nachdem mich Reinhart in Chester verlassen hatte, ging's nach Leicester. Ich wollte hier Pares besuchen, er war aber abwesend; so fuhr ich nach Borkleyhall zu dem Countaysquire Pochin, dessen Gattin die Schwester der Mad. de C. ist; ich blieb zwei Tage, sah noch ein Pferderennen und machte mich dann auf nach Oxford, welches alle meine Erwartungen weit übertroffen hat. Diese Universität ist eine eigentliche Stadt von Kollegial- und Universitätsgebäuden. Ich wurde von einem Professor Clarke, dem ich empfohlen war, täglich auf's Mittagessen, an der Studententafel, in einem der schönsten Speisesäle Englands eingeladen. Von Oxford nach dem Sitze Marlbouroughs Blenheim, dann hieher zurück.

Neufchatel, 25. August 1829.

Liebe Schwester!

Zur Abwechselung will ich auch an Dich noch einige Zeilen schreiben. Ich bin seit Sonntag hier und von der Familie P., die ich auf dem Weißenstein kennen lernte, auf's allerfreundschaftlichste aufgenommen worden. Bei derselben aß ich in einem kleinen Gartenhause, am Abhange der Höhen von Neufchatel, Hausmannskost mit zwei Töchterchen und einem sechsjährigen Knaben unterhaltender zu Mittag, als wär' ich in einem Pallaste gewesen. Wie angenehm man sich doch das gesellschaftliche Leben machen kann, wenn man die Leute nur herzlich und einfach, gerade so wie man ist, ohne Umstände empfängt! Gegen Abend, bei'm Regen, begleitete mich Madame P. in ein benachbartes Landgut auf der Höhe von Neufchatel zu einer Familie, bei welcher mir zwei Stunden wie Augenblicke vorübergingen. Herr M., Eigenthümer des schöngelegenen Landsitzes, war früher Kaufmann und lebt jetzt zurückgezogen in der stillen Abgeschiedenheit eines ringsum mit Rebenhügeln bekränzten Jurathälchens, welches sich mit seinen Baumgärten und frischen Wiesen zwischen den starren Kalkfelsen, die es umgeben, ganz überraschend ausnimmt. Mutter und Tochter waren allein

zu Hause, als wir ankamen. Sie waren auf's angenehmste überrascht, ihre Freundin bei solchem Wetter und bei schon hereinbrechender Nacht bei sich zu sehen. Die Konversazion blieb lange bei der Musik, der Lieblingsunterhaltung dieser Familie, stehen, indem die Tochter eine ausgezeichnet starke Klavierspielerin sei. Als ich mich für einen Violoncellisten ausgab und viel Rühmens von unserm Beethoven machte, wurde ein Violoncell heruntergeholt; Mademoiselle setzte sich an's Piano, legte mir ein Musikblatt vor und siehe, zu meiner Freude war es gerade die nämliche schöne Sonate von Beethoven, die wir so oft mit einander gespielt haben. Auch das Violoncell war recht gut, so daß ich meine Partie mit wahrem Vergnügen abspielte, um so mehr, da auch die Hauptpartie, besonders die schwierigen Stellen, zu Anfang des zweiten Theils, im Allegro, mit großer Fertigkeit ausgeführt wurde, obwohl nicht ganz mit jener Taktfestigkeit und mit jenem Gefühle, woran wir uns gewöhnt haben. Während wir so spielten, trat Papa M. herein, horchte uns aufmerksam zu und sagte zu mir, nachdem das Stück zu Ende war: „Quiconque que vous soyez, soyez le bienvenu, car je vous ai entendu avec le plus grand plaisir." Nachdem wurde eine zweite Sonate von Kalkbrenner, ebenfalls für Piano und Violoncell, aufgetischt, ein wunderschönes, sehr brillantes, aber für Dein Instru-

ment sehr schwieriges Stück, mit allerliebsten Variazionen, wovon wir noch einige spielten. Es war zehn Uhr, als ich bei stockfinsterer Nacht, mit einer Laterne, steil bergab, auf Wegen, die man nur zu Fuße machen kann, heimging. Wir sind aber auf heute Abend wieder eingeladen worden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulthess, Heinrich

Heinrich Schultheß Ein Andenken für seine Freunde

Zürich 1842

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.742
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722646-1